

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mt. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 52.

Sonnabend, den 27. Dezember 1890.

IV. Jahrgang.

Aus der Woche. — Zur sozialen Lage der Handlungsgehilfen. III. — Von der Nationalisten-Bewegung in Amerika. — Soziales aus Rußland. — Zum fortschreitenden Verfall der mittleren (bestehenden) Klassen. — Aus dem Culengebirge. — Bürgerliche Moral. — Die Lebenshaltung der Arbeiter. — Zahlen. — Sinniges aus der bürgerlichen Presse.

Gedicht. — Novelle. — Die Bourgeoisie und die Contre-Revolution. IV. — Sei Mama. — Zum Kapitel von der Heiligkeit der Ehe. — Der Zinsfuß im Alterthum.

Die Post-Abonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und noch vor Monats-schluss ihr

Abonnement zu erneuern,

das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird.

Post-Zeitungskatalog Nr. 893.

Preis pro Vierteljahr 1.50 Mt. bei Selbstabholung.
1.65 Mt. durch Briefträger ins Haus.

Erst nach Monatschluss eingegangene Bestellungen sind mit unnützen Kosten und Zeitverlust verbunden, ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

Die Kreuzband-Abonnenten

bitten wir, wenn es irgend angeht, vom 1. Januar ab direkt von der Postanstalt zu beziehen.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht; sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden vom 1. Januar ab nicht weiter.

Die Expedition.

Aus der Woche.

so Zuerst versuchte man es mit der brutalen Gewalt. Man unterdrückte die sozialistische Presse, jagte die rührigsten Genossen aus der Heimath ins Exil, und ließ gegen die Partei die Staatsanwälte auf der ganzen Linie los. Nach dreizehn Jahren hatte man mit der Gewaltpolitik abgewirtschaftet, seit erstem Oktober dieses Jahres soll der Kampf nur mit geistigen Waffen geführt werden. Aber da stinkt es in der Rechtshalle ganz gewaltig. Mit Ausnahme des Herrn Richter hat sich noch kein reißiger Kämpfer gegen die Sozialdemokratie aufgethan und selbst dieser Held hat sich bei näherem Zusehen als Popanz für politische Säuglinge entpuppt. Nun versucht man, den geistigen Kampf mit dem Steuereinschäzer weiter zu führen. Aus Anhalt kommt die Kunde, daß man hervorragendere Genossen mit ganz ungeheuerlichen Steuervorschriften überrascht habe. Der Schuhmacher Koppohl in Niemburg beschwerte sich gegen zu hohe Einschätzung. Nach einiger Zeit kam ihm die Antwort zugeflogen: „Die Kommission ist der Ansicht, daß Sie das fragliche Einkommen von 1200 Mark doch haben, da 1000 Mark allein für Agitation gerechnet werden können.“ Recht nette Helden hat die Sozialdemokratie gegen sich: den Polizeibüttel und Lochspigel, den Zeitungschmoll, den baselchwingenden Schulmeister und jetzt auch noch den Gerichtsvollzieher. Wahrlich, Falstaffs Rekruten heiteren Angedenkens waren reine Gardelerte dagegen.

— Im Gewerkschaftsprozess zu Magdeburg wurden zwei Angeklagte zu zwei Wochen Gefängnis, drei zu 150 Mark, achtundzwanzig zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt, fünfzehn freigesprochen. Vierzehn der in Frage kommenden Fachvereine sind geschlossen. Wie reimt sich dieses Urtheil mit dem im Berliner Maurerprozess erlassenen zusammen? Willig o Herr sind Deine Diener, sie thun alles, was Du befehlst.

— Vom Kriegsgericht zu Königsberg wurde ein Maurergeselle, der sich als Reserveunteroffizier durch Verbreitung von sozialdemokratischen Schriften, sozialdemokratischer Umtriebe schuldig gemacht haben soll, zu sechs Jahren Gefängnis verurtheilt. Es ist etwas Ungeheuerliches, wenn in einem Staate, der sich mit allem Stolz eines Progen einen Kulturstaat nennt, Bürger mit ungleichartigem Maße gemessen werden, weil der eine zufällig, ohne seinen Willen, für kurze Zeit in einem Kock von anderer Farbe steht. Und bei dieser Sachlage sollen wir in Deutschland seit den Gurrand-Siegen an der Spitze der Zivilisation marschiren? Hat sich was! Marschirt wird allerdings, aber immer im Kreis herum, radibum, wie das Thier in Göthes Faust.

— In Deutschland wird noch immer gegen das allgemeine Wahlrecht von den Edelisten der Geburt und des dreimal heiligen Besitzes gekämpft und geht nach Notem. Die Majorität des Abgeordnetenhauses in Neu-Südwaales (Australien) hat eine Wahlreform-Bill eingebracht, nach welcher jede Person, gleichgiltig ob Mann oder Frau, wenn sie das 21. Jahr zurückgelegt hat, wahlberechtigt ist. Was wohl dazu der eiserne Mann im Sachsenwald sagen wird?

— In Cannes ist ein tapferer Vorkämpfer des Proletariats, Dr. Caesar de Paeppe seinem langjährigen Lungenleiden erlegen. Der Verstorbene war ursprünglich Schriftsetzer, darbe sich das Brod vom Munde ab, um studiren und Arzt werden zu können. Er stellte seine Kunst vollständig in den Dienst des hungernden, leidenden Volkes, darum blieb er auch arm sein Leben lang. Die Auslagen seiner letzten Reise, von welcher er Linderung erhoffte, bestritten seine Genossen, ebenso wie sein Begräbniß. Caesar de Paeppe war der Hauptvertreter des wissenschaftlichen Sozialismus in Belgien. Möge seine selbstlose Hingabe an unsere Ideen allen Genossen ein anfeuerndes Beispiel sein.

— Wir reiten! Auf allen Punkten und Linien ist die Sozialdemokratie im Vorrücken begriffen, Verzweigung und dumpfes Entsetzen schleicht um in den Reihen der Gegner. Der Landesgerichtspräsident von Viefefeld, ein hochadliger Herr von Kunowski, befaßt in einer Broschüre die Frage, ob die Sozialdemokratie in nächster Zeit siegen werde. Recht lustig klingt sein Urtheil über die sogenannte „Sozialreform“: „Die Gefahr, der wir uns gegenüber befinden, ist ganz neuer Art. Darum ist es von vornherein ein vergebliches Beginnen diese Gefahr mit alten Zaubersprüchen und kleinen Hausmittelchen beschwören zu wollen.“ Stimmt! Auch nach unserm Katechismus. Eine Frage aber wagen wir, in aller unterthänigster Bescheidenheit natürlich, an den Herrn Landesgerichtspräsidenten in Viefefeld zu stellen. Würde Herr von Kunowski auch unter der Regierung Bismarcks, als Vorsitzender eines Geheimbundesprozesses auch betartig geurtheilt haben, oder (Eventualfrage) würde er heute auch auf seiner Ueberzeugung bestehen, wenn etwas mehr gefordert würde, als billige Worte? Würde er im Stande sein, dem Beispiel des Schmallalder Kreisblattes, das 25 Jahre der Regierung gedient, jetzt aber sich anscheidet, ins Lager der Sozialdemokratie einzuschwenken nachzufolgen? . . . Urtheil: Einstimmig. Nein!

— Ezbismard ist auf einer Reise durch Berlin gekommen. Am Bahnhof bereiteten ihm seine dankbaren Kreaturen einen feierlichen Empfang. Ezbismard war sichtlich gerührt und sprach die denkwürdigen Worte:

„Ist es in Berlin auch so kalt gewesen?“ Jeder der anwesenden Kreaturen hat sich diese erhebende Ansprache unauslöschlich ins Herz geprägt.

— In den Vereinigten Staaten scheint sich eine neue kleintapitalistische Partei bilden zu wollen. Zweifellos werden viele Enthusiasten, die zu den guten Kerlen, aber schlechten Musikanten gehören, auf den neuen Nummel hineinfallen, namentlich viele knights of Labor, alte konservative Trades-Unionisten, Kleinhandwerker und Kleinfachleute; die verschuldeten Landwirthe dritten, vierten und fünften Ranges in erster Reihe.

Nordamerika bekäme dann eine politische Kleinbürger-Partei, welche vielleicht allmählich die besseren Elemente der Bourgeoisie an sich zieht und die beiden alten Parteien, die demokratische und republikanische, in eine vom großkapitalistischen Interesse geleitete und beherrschte Partei umschmelzen hilft.

— Diese neue „Fortschrittspartei“ wird dem Sozialismus nicht minder feindlich, als die Partei der Großbourgeoisie, gegenüber treten. Sie wird ihre Eugen Richter haben, gerade so gut wie die kleinbürgerliche Fortschrittspartei in Deutschland. Es ist jedoch eine Möglichkeit vorhanden, daß sie der Sache der Menschheit einen Dienst leistet, zu welchem der Sozialismus bisher in Amerika nicht befähigt war, da sein Einfluß nicht in die Massen hineinreichte. Es wäre nämlich möglich, daß diese neue, dritte, kleinbürgerlich-bäuerliche Partei sittlichere Prinzipien in die Politik und das allgemeine Parteigertriebe einführt und dadurch den amerikanischen Volksgeist vor völligen Versinken in den Pfuhl der Korruption bewahrt. Wie die Dinge jetzt liegen, ist eins der Haupthindernisse für die Ausbreitung des Sozialismus in Amerika in dem Umstände zu finden, daß so viele Arbeiter gewohnt sind, die Politik als eine Geldeinnahme-Duelle anzusehen, und wieder Andere von einer politischen Theorie nichts wissen mögen, die sich — wie der Sozialismus — „nicht rasch bezahlt“.

Der gegenwärtige Abstand zwischen dem, ein geduldiges, langes Warten bedingenden Sozialismus und dem Augenblickserfolg-anbetenden Amerikanerthum ist so groß, daß Einen ein Schauder bei dem Gedanken des Ueberspringens dieser Kluft erfassen könnte.

Wenn die neue Partei diese Kluft überbrückt, indem sie der amerikanischen Jugend lehrt, daß die Selbstbereicherung von Individuen durch die Politik ein Vergehen gegen die Gesamtheit — wenn sie den Arbeitern nur die einzige insome Idee austreibt, daß man seine Wahlstimme zu persönlichem Vortheil benutzen dürfe — wenn sie das Land von der Seuche dieser Korruption wenigstens befreit, dann hätte die neue Partei nicht unsonst gelebt, auch wenn ihre Daseinsfrist nicht auf allzu lange bemessen wäre.

— Ein wunderbares Schauspiel beginnt: ein Konflikt zwischen der Krone und den Konservativen. Dem Staat der Sozialreform soll in diesen Tagen einmal recht deutlich zu Gemüthe geführt werden, was seine Einbildungen auf sich haben, als wenn er unabhängig über den Parteien schwebte. Durch die Arbeiterführer hat er sich die Gunst der Großbourgeoisie verschert, durch die geplante Reform der Landgemeindefeuerung, welche den Großgrundbesitzern wenigstens etwas von ihrer Allmacht raubt, die Gunst der Großgrundbesitzer. Bleiben nur noch übrig die Freisinnigen und wir. Möge er zu uns kommen! Wir werden ihn mit freudiger Nahrung aufnehmen!

Aber im Ernst! Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Jeder von unsern Gegnern sieht die drohende Gefahr. Der Staat versucht, ihr zu begegnen, indem er den Arbeitern Konzessionen macht — wenig genug freilich, aber man sieht doch den Willen. Und die Klassen, welche sich freuen müßten, daß der Staat eine für sie so vortheilhafte und relativ vernünftige Politik einschlägt — sie protestiren dagegen, weil es ihnen ein paar Pfennige kostet. Der Staat soll ihr Büttel sein gegen uns, aber es darf nichts kosten.

Wir haben in den beiden ersten Artikeln in Auszügen aus der Adler'schen Broschüre „Die Handlungsgehilfen und die Sozialreform“ die gegenwärtige Lage der Handlungsgehilfen geschildert. In dem zweiten Theile seiner Schrift bespricht der Verfasser die Vorschläge zur Abhilfe der Noth. Wir setzen sofort, daß wir es mit einem Sozialreformer zu thun haben, und da können wir natürlich nicht so übereinstimmen, wie in dem ersten Theil, wo er nur Thatsachen bringt.

Aus den Schilderungen der beiden ersten Artikel geht hervor, daß die nächste Ursache fast aller der traurigen Erscheinungen, die übermäßige Anzahl der stellunglosen Gehilfen ist. Ein Gehilfe, welcher dem Chef nicht zuzufügen kann sofort wieder ersetzt werden; auf seine Stelle lauern Hunderte von Stellunglosen; was Wunder, daß der Gehilfe dem Chef gegenüber keinen Widerspruch wagt, sich ohne Murren die schändlichsten und gemeinsten Bedingungen diktiren läßt, für einen Lohn arbeitet, den ein nur einigermaßen besser gestellter Arbeiter mit Unterstützung von sich weisen würde, eine sonst fast unerhörte lange Zeit hindurch thätig ist und mit den erbärmlichsten Wohnungseinrichtungen fürlieb nimmt.

Die Existenz einer Zahl Stellunglosen, welche genügend ist, die geschilderten Folgen zu erzielen, ist bekanntlich überhaupt eine Nothwendigkeit für die kapitalistische Produktionsweise. Das ist die sogenannte Reservearmee. Die Reservearmee ist überall vorhanden, wo kapitalistisch produziert wird; da aber nicht nur der eigentliche Produzent im engeren Sinne des Wortes Kapitalist ist, sondern auch derjenige, der die Funktion hat, die Waaren zu verkaufen zu lassen, so hat der Kaufmann eben so gut wie der Fabrikant die Reservearmee nöthig.

Nun weiß allerdings das kaufmännische Proletariat vor dem eigentlichen Arbeiterproletariat zwei große Unterschiede auf. Erstens, es ist qualifizirte Arbeit, welche die Gehilfen leisten; man muß erst gelernt haben, ehe man Gehilfe sein kann; und zweitens ist dem Kaufmannsgehilfen bedeutend leichter Gelegenheit geboten, sich selbstständig zu machen und selbst Kaufmann zu werden. Durch diese beiden Umstände scheinen die Handlungsgehilfen einen Vortheil voraus zu haben; denn durch den Umstand, daß eine Lehrzeit notwendig ist, wird die Zahl der Gehilfen beschränkt; sie kann nicht wie beim ungelerten Arbeiter ins Ungeheure vermehrt werden. Und die Hoffnung, einmal aus der Misere herauszukommen, ein Mädchen mit ein paar tausend Thalern zu heirathen, und dann selbst einen kleinen Laden aufzuthun, ist doch auch etwas werth.

Aber das sind nur scheinbare Vortheile. Gewisse Verhältnisse haben die Beschränkung der Anzahl durch die Nothwendigkeit einer Lehrzeit illusorisch gemacht. Es besteht, namentlich bei den Kleinbürgern in den kleinen Städten ein sehr großer Drang zum Kaufmannsstand, da derselbe aus irgend welchen Gründen für nobler gilt als das Handwerk. Die Chefs haben ein starkes Interesse an der Lehrlingszuchterei, da die Lehrlinge billig arbeiten, und schließlich winkt eben das Ideal einer künftigen Frau „mit etwas Vermögen“ und eines kleinen Geschäftes, das Einen behaglich und friedlich ernährt. So kommt es, daß die Nothwendigkeit einer Lehrzeit nicht beschränkend auf die Zahl der Gehilfen wirkt; jahraus, jahrein werden neue Gehilfen zugezueht; und da ein gelernter Kaufmann sich nur sehr schwer dazu herbeiläßt, zu einer anderen Beschäftigung überzugehen, die ihm nicht standesgemäß vorkommt, so findet eine Verminderung fast nur durch die Sterbefälle statt, und wenn sich Einige selbstständig machen. Die Andern aber bleiben, drücken auf den Markt und bringen den Stand immer mehr herunter.

Das Ideal der selbstständigen kleinen Geschäfte ist ja, wenigstens bei uns, noch nicht so ganz unerreichbar. Zwar drückt die Konkurrenz des Großkapitals auch hier. Das große Geschäft kann billiger und besser einkaufen und hat im Verhältnis die Nebenausgaben billiger; und so kommt es, daß das sogenannte bessere Publikum, das eine feinere Waarenkenntniß hat, fast ausschließlich die großen Geschäfte frequentirt, und nur gelegentlich dem kleinen Kaufmann, der näher wohnt, eine Kleinigkeit zukommen läßt. So bleibt für ihn hauptsächlich nur das kleine Publikum, das die Unterschiede in den Waaren nicht so herausfindet und das nicht Zeit genug übrig hat, wegen der Quanten, die es kauft, immer nach dem entfernten großen Geschäft zu laufen. Außerdem haben die mittleren und kleineren Geschäfte doch auch in den kleineren Städten, wo sich kein großer Unternehmer halten kann, den Raum allein.

Indessen, da die Anzahl derjenigen, welche ein eigenes Geschäft begründen wollen, doch sehr groß ist, ist natürlich auch die Konkurrenz unter den kleineren Geschäften selbst sehr groß, sodas schon dadurch die Lage der Einzelnen prekär wird. Nun haben zwar früher die Kaufleute in den kleinen Städten meistens Treuis und Corners in miniature gebildet; ich selbst kann mich z. B. aus unserer Vaterstadt sehr gut einer solchen Vereinigung erinnern; allein diese Ringe werden gesprengt durch die Konsumvereine und die Versandtgeschäfte.

Die großkapitalistischen Versandtgeschäfte können heute den kleineren Geschäften noch nicht so sehr schaden wegen verschiedener Mängel im Verkehrsweisen; wenn aber erst einmal z. B. eine gründliche Portoreform statt-

findet, die ja doch nur eine Frage der Zeit ist, so werden Tausende dieser kleinen Krämer bankrott werden.

Die Aussichten für das „Selbstständigwerden“ sind also sehr trübe und die ganze Sache ist jedenfalls die Opfer nicht werth, die ihr gebracht werden.

Adler hat nun zwei Rathschläge: Erstens, der Staat soll sich erbarmen, einen Normalarbeitstag konstituiren; und zweitens, die Gehilfen sollen sich nach Art der Arbeiter in Fachvereinen organisiren, um dann selbst auf die Chefs Einfluß zu bekommen.

Als Mann der Sozialreform ist Adler natürlich überzeugt, daß der Staat ein sehr moralisches Wesen ist, dem das Gewissen schlägt über die Noth der armen Gehilfen, und der dann aus gutem Herzen Abhilfe schafft. Wir Sozialdemokraten haben darüber andere Anschauungen; wir glauben: Der Staat will nicht, wenn er nicht muß.

Der Staat will nicht, wenn er nicht muß; d. h. die Gehilfen müssen ihn durch irgend welche Mittel zwingen.

Adler giebt natürlich solche Mittel nicht an. Wir wollen ihnen eins sagen, das ganz unfehlbar hilft: Sie sollen Sozialdemokraten werden. Sind sie Sozialdemokraten, so wird der Staat schon selber kommen und ihnen Anträge auf Verbesserung ihrer Lage machen „um der Sozialdemokratie den Boden zu entziehen“. So lange sie geduldig sind und sich scheeren lassen ohne Klage, so lange wird ihnen Niemand helfen. Aber sie sollen nur erst Spektakel machen!

Und gerade jetzt wäre der Augenblick ganz besonders günstig; gerade jetzt, wo man am lebhaftesten Experimentiren mit dem „Boden entziehen“ ist, würde man einer Klasse, die eben erst anfing, sich der Sozialdemokratie zuzuneigen, am ersten entgegen kommen.

Also nichts von Petitionen, von „Gewinnen einflußreicher Personen“, von Klagen, nichts von Loyalität und konservativem Sinn — die Sozialdemokratie muß die Lösung der Kaufmannsgehilfen werden.

Ach, wir wissen: Der Rath, den wir geben, ist gut; aber die Undankbaren werden ihn nicht befolgen. Es ist ziemlich aussichtslos, diesen Leuten die Sozialdemokratie klar zu machen. Noch winkt jedem die dereinstige „Selbstständigkeit“, die Hoffnung, aus dem Ambos einmal Hammer zu werden; noch ist der bürgerliche Dünkel zu stark vorhanden, um so stärker, je gegenstandsloser er ist, und es wäre ja eine Erniedrigung für den Stand, mit den Arbeitern zu gehen. Sie sind ja keine Arbeiter, diese Herren! Sie sind ja Kaufleute, viele haben ein Gymnasium oder Realgymnasium besucht und sind bis zur Tertia gekommen — welche Schande, Sozialdemokrat zu sein! Noch hat man seine Eltern, Anverwandten und Zugewandten, alle in ehrbaren kleinbürgerlichen Verhältnissen — psst, ein Sozialdemokrat! Nein, dazu sind wir zu gebildet, zu anständig, zu fein, das paßt nicht für uns!

Nun, und so mögen sie denn mit Herrn Professor Adler auf das gute Herz des Staates vertrauen.

Aber Adler hat noch ein zweites Mittel: eine Organisation.

Abgesehen davon, daß es in einem Staat, wie der unsrige, etwas komisch ist, davon zu sprechen, weil die Organisation der Arbeiter durch allerhand halb mittelalterliche Gesetze beschränkt wird — sieht man doch jetzt gerade an den Trades Unions, die doch das Höchste erreicht haben, was Arbeiterorganisationen überhaupt erreichen können, wie häufig die Sache endet. Etwas durch die Genossenschaftsbewegung zu erreichen, wird von Tag zu Tag unmöglich, weil von Tag zu Tag die gelernte Arbeit zurückgedrängt wird; die ungelernete Arbeit aber zu organisiren und dem Unternehmertum entgegenzustellen, das wäre ein Unternehmen, das über den bisherigen Rahmen weit hinausginge und nichts weniger als den Beginn einer sozialen Revolution bedeutete.

Nun kann man freilich den Kommiss nicht durch Maschinen ersetzen, welche nur Heizer und Wärter nöthig haben; die Arbeit des Handlungsgehilfen wird qualifizirte Arbeit bleiben müssen; also wenn die Gewerkschaftsbewegung auch in anderen Zweigen wenig Aussicht hat, so könnte sie doch gerade bei den Handlungsgehilfen Erfolg haben?

Aber eine nur einigermaßen werthvolle Gewerkschaftsbewegung würde voraussetzen, daß die Zahl der Beschäftigten bedeutend vermindert wäre; denn wie die Dinge jetzt liegen, würde jede Aktion durch die ungeheure Reservearmee unmöglich gemacht. Adler verlangt wieder, daß zu diesem Zweck der Staat eingreifen soll; das wird er aber vermuthlich schon bleiben lassen. Irgend ein anderes Mittel ist nicht auszufinden. Hinderlich ist ferner der Charakter der Gehilfen: sie fühlen sich eben nicht als Proletarier, und deshalb fühlen sie sich nicht solidarisch; es käme also im besten Falle nur eine Minorität in Frage, welche sich der Bewegung anschloße, und die nützt nichts. Wie man auch die Sache wenden mag — den Leuten ist nicht zu helfen. Nur ein Mittel giebt es: der Anschluß an die Sozialdemokratie.

Und sie brauchen ja nicht alle zu uns zu kommen; wenn nur ein kleiner Theil, der tüchtig von sich reden macht, sich zur Sozialdemokratie bekennt, so wird der Staat eben die nöthige Angst bekommen und thun, was er kann, ohne sich zu sehr anzustrengen, um die Lage der Handlungsgehilfen zu bessern. Wir rathen also ganz ernsthaft und ohne alle egoistische Hintergedanken für unsere Partei: Werdet Sozialdemokraten!

Im Anschluß an das ja auch unseren Lesern bekannte Buch von Bellamy „Looking Backward“ hat sich in den Vereinigten Staaten eine große Partei gebildet, welche sich als Ziel die Durchführung der Bellamy'schen Utopie gesetzt hat. Der Natur der Sache nach sind es hauptsächlich Enthusiasten und Weltverbesserer aus den mittleren Ständen, welche sich an der Bewegung betheiligen.

Indessen scheint die Bewegung doch auch für die Arbeiter Werth zu bekommen; vielleicht dient Bellamy als eine Art Vorbereitung zur eigentlichen Sozialdemokratie, die ja in Amerika lange nicht so entwickelt ist, wie man annehmen sollte.

Wir entnehmen einem Artikel eines amerikanischen sozialistischen Blattes folgenden Passus:

„Die Nationalisten, welche sich meistens aus der Mittelklasse der Bevölkerung rekrutiren, bildeten sich ein, das Mittel erdacht zu haben, das bestimmt ist, das amerikanische Volk mit einem Schlag von den Ketten der Lohnsklaverei zu befreien. Man gab sich Trümcereien hin, ähnlich wie Bellamy, als er seinen vorzweifelhaften Roman schrieb, und man falluirierte, daß binnen zehn Jahren die soziale Frage bereits gelöst sein müsse.“

Doch so schnell schiefen auch die Amerikaner nicht. „Looking Backward“ wurde wohl in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet und regte ebenso viele Menschen zum Nachdenken über die soziale Frage an. Tausende von Amerikanern erklärten sich offen für Nationalismus und schenken sich nicht, eine offene Sympathie für die Sozialisten zur Schau zu tragen, aber zwischen Theorie und Praxis ist ein weiter Schritt. Die Nationalisten, unerfahren wie sie auf dem sozialen Kampfgebiet waren, glaubten durch praktische Agitation die Verstaatlichung der Bahnen, Telegraphen, Telephone, Straßenbahnen, Gaswerke u. s. f. binnen kurzer Zeit durchzuehren zu haben. Daß die nicht so leicht durchzuführen ist, haben die Nationalisten bereits ausgefunden.

Daß die Bogen der Nationalistenbewegung nicht mehr so hoch gehen, wie vor Jahresfrist, muß zugegeben werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Nationalismus im Abnehmen begriffen ist. Im Gegentheil; es werden täglich dem Sozialismus durch ihn neue Rekruten geworben, und dazu trägt „Looking Backward“ nicht wenig bei. Dem Beobachter wird die Thatsache nicht unbekannt sein, daß sich die bedeutendsten Nationalisten, welche es mit ihrer Sache ehrlich meinen, den Sozialisten immer mehr nähern oder sich diesen direkt anschließen. Die Stellung, welche z. B. die Chicagoer Nationalisten-Clubs der internationalen Arbeiterbewegung gegenüber einnehmen, liefert den besten Beweis für obige Angabe. Die Nationalisten waren die Ersten, welche den sozialistischen Vorschlag, 1893 einen internationalen Arbeiter-Kongress in Chicago abzuhalten, thätig unterstützten. Der Nationalismus ebnete den Weg und verschaffte dem Sozialismus Eingang beim amerikanischen Volk.“

Der amerikanische Schriftsteller, welcher ja doch die Verhältnisse kennt, wird gewiß nicht unrichtig gesehen haben.

Freilich, da der Ausgangspunkt eine Utopie ist, so drohen ihr viele Gefahren aus einer unrichtigen Schätzung der Dinge. So z. B. versuchen die Leute gegenwärtig eine Kolonie nach dem Plan Bellamys zu gründen. Wir entnehmen einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ einige Notizen über das Unternehmen:

„Es war im Jahre 1884, als auf Veranlassung von Burnette G. Haskell in San Francisco eine Versammlung stattfand, in welcher die Gründung einer Kolonie beraten wurde, deren Angehörige, auf genossenschaftlicher Grundlage mit einander verbunden, gemittelt wären, zu kolonisiren, nicht um dabei zu verdienen, sondern um sich Heimstätten zu errichten, sich eine unabhängige Existenz zu begründen, für sich und ihre Familien die Furcht vor Mangel zu beseitigen, und sich moralisch, geistig und physisch zu erziehen und zu vervollkommen. Alles, was auf genossenschaftlichem Wege am besten geachtet werden kann, soll auf demselben gehen, aber die Individualität und die Freiheit des Hauses sollen nicht beeinträchtigt werden. Für die geleistete Arbeit sollen Chefs ausgegeben werden, gültig zur Entnahme von allen hergestellten Erzeugnissen aus dem Lager der Kolonie.“

Diese Idee fiel auf fruchtbaren Boden; von den 88 Theilnehmern jener Versammlung schloß sich eine Anzahl eng zusammen, um sie zu verwirklichen. Zunächst galt es, eine für die Kolonie geeignete Landfläche ausfindig zu machen, und zu dem Ende besuchte Haskell im Oktober 1885 den im südlichen Kalifornien gelegenen Tulare-Distrikt. Diese Länderstücken waren bis dahin noch nicht erschlossen worden; zu ihnen gehörte ein Theil des „Riesens-Waldes“ im Tulare-Distrikt. Das von der Gesellschaft okkupirte Terrain liegt an der nördlichen Mündung des Kaweah-Flusses, etwa 35 englische Meilen östlich von der Stadt Bakersfield, wo sich zur Zeit noch das Verwaltungsbureau der Gesellschaft befindet. Das Gesamtareal beträgt ungefähr 10 englische Quadratmeilen; es steigt bis zu einer Höhe von 8000 Fuß an. Jener „Riesens-Wald“ nimmt in einer Höhe von 7000 Fuß ein äußerst günstig gelegenes Terrain ein. Die Vegetation gehört der halbtropischen an; da, wo in Höhe von 2000 Fuß die erste Ansiedelung geschaffen ist, gedeihen der Weinstock und die edelsten Obstsorten ganz vorzüglich. Weiter hinaus, wo die zweite Ansiedelung geplant wird, tritt während ein paar Monaten der Winter in milder Form ein. Zum Gebiete der Kolonie gehören u. A. Warmbrüche, welche nicht nur gutes, sondern auch vielartiges Material liefern.

Im März 1888 endlich konstituirte sich die Genossenschaft auf Grundlage der Bellamy'schen Theorien unter der vorbestimmten Firma mit beschränkter Haftbarkeit als eine „Joint Stock Company“. Die Konstitutions-Akte enthält über den Zweck des Unternehmens und seiner Durchführung die folgenden Bestimmungen: „Die allgemeine Art und Weise, wie das Geschäft zu leiten ist, besteht in der Erzeugung und Vertheilung von Gütern, in dem Ankaufen und Heranbringen von Rohmaterial, seiner Verarbeitung durch Hand- und Maschinenkraft zu Waaren, in Viehzucht und Ackerbau, in der Erzeugung von Nahrungsmitteln, Kleidung, Obdach, Maschinen und von allen anderen Gebrauchsgegenständen, von Luxusbedürfnissen, in der Festlegung von geeigneten Vertheilungssystemen, Transport- und Lagermethoden, in der Einrichtung von gerechten und zweckmäßigen Kredit-, Nahrungs- und Wechsel-Systemen, in dem Bau von Häusern für die Mitglieder und ihre Familien, in deren genossenschaftlicher Verwaltung, in der Verlegung von Streitigkeiten unter den Mitgliedern, in der Ausübung tätiger Systeme einer sozialen Ordnung, in der eigenen Erziehung und der der Kinder nach geeigneten physikalischen, geistigen, moralischen, einflussvollen und künstlerischen Grundrissen, in der Erhöhung der Gesundheit, in der Sicherung der Glückseligkeit und in der Vervollkommenung der Wohlfahrt des Einzelnen und aller Mitglieder. Nicht minder in der Ausbreitung und Vertheidigung der Ideen der unversehrten und richtigen genossenschaftlichen Thätigkeit.“

Die Verwaltung der Genossenschaft wird von den Mitgliedern gewährt; sie besteht aus fünf Vertrauensmännern. Die Generalversammlung bestimmt das Reglement, nach welchem die Geschäfte zu leiten sind, wobei maßgebend ist, daß die Verwaltung nach reinen demokratischen Grundsätzen in der Weise so weit als möglich zu führen ist, daß die Organisation einer Gesellschaft gefördert werde. Innerhalb welcher es zwischen den Mitgliedern ungeschlichtet sein soll, Zinsgewinn oder Rente zu nehmen, wo alle Arbeit nach Grundsätzen geregelt, und nach ihrem vollen Werte bezahlt, und wo alle Erzeugnisse den Mitgliedern zu ihrem Gebrauche zum Kostenpreise geliefert werden sollen; wo die Geschäftsverwaltung demokratisch und durchaus unter der Kontrolle der Gemeinschaft stehen soll, eingeschlossen die Initiative, das Veto, das Referendum (wonach die Gesamtheit jede von den Beamten der Genossenschaft ausgegangene Maßnahme richten, annehmen oder verwerfen kann) und die Minoritäts-Vetozierung, wo die Gesellschaft über die Streitigkeiten zwischen ihren Mitgliedern durch Schiedsgerichte entscheiden und geeignete Rufen auflegen und über die Aufnahme, die Suspendierung und den Ausschluss von Mitgliedern Bestimmungen treffen kann.

Das zunächst aufzubringende Kapital wurde auf 250 000 Dollars in 500 Anteilen von je 500 Dollars statutenmäßig festgesetzt. Ueber dessen Erhöhung oder Herabsetzung beschließt die Generalversammlung. Jedes Mitglied ist zur Uebernahme eines Anteils verpflichtet und darf auch nur einen Anteil erwerben. Bei der Aufnahme sind 10 Dollars sofort zu entlegen; sobald das Mitglied 100 Dollars eingezahlt hat, kann es Anspruch auf Wohnung und Beschäftigung auf dem Terrain der Gesellschaft erheben; seine Einreichung in die Zahl der thätigen Mitglieder erfolgt nach der Reihenfolge der Meldungen und Einzahlungen. Der Rest der Anteilsumme kann in monatlichen Raten von fünf Dollars, sei es in Baar sei es in „Arbeit oder annehmbarem Material“ eingezahlt werden. Dabei gilt der Grundsatz, daß jedes Mitglied gleiche Gelegenheit haben soll, für die Kolonie in derjenigen Gruppe zu arbeiten, für welche es sich am besten eignet. Das gilt sowohl für Männer als für Frauen, welche letztere in Betreff des zu übernehmenden Anteils gleiche Privilegien und gleiche Rechte wie jene haben. Ein Ehepaar besitzt demnach zwei Anteile, wovon der eine durch den Mann, der andere durch die Frau vertreten wird. Für Alles, was ein Mitglied von der Gesellschaft erhält, hat dasselbe den Wert sei es in Arbeit, Geld, Material oder Dienstleistungen zu vergüten. Alles Land, Gebäude, Vorräte, Gerate, Maschinen, Waarenhäuser, Werkzeuge und sonstiges Eigentum, ausgenommen Privatgebäude und Privat-Eigentum sowie sonstiges Hab und Gut, das vom Besitze der Gesellschaft ausgeschlossen ist, wird gemeinschaftlich von den Anteilhabern gehalten. Jedes Mitglied hat Anspruch auf ein Grundstück von nicht weniger als 150 Fuß im Quadrat, worauf es sich ein Wohnhaus errichten und das es zu seinem eigenen Nutzen so lange benutzen darf, als seine Mitgliedschaft dauert. Es ist Niemandem gestattet auf dem Grund und Boden der Kolonie Handel zu treiben; die Gesellschaft wird für die Mitglieder Verkaufsstellen errichten, in denen sie Gebrauchsgüter aller Art gegen die von ihnen erhaltenen Arbeits-Zeit-Cheques und zwar zum Kostenpreise einlösen können.

Der Arbeitszeit wähet 8 Stunden; vorläufig wird als Basis für den Gegenwert der geleisteten Arbeit der Satz von 30 Cent pro Stunde festgesetzt, und zwar sowohl für die Arbeit, welche ein Mitglied der Gesellschaft, als für die, welche diese jenem leistet.

Von den Jahresüberschüssen sollen 25 pCt. zurückgelegt und zur Förderung des genossenschaftlichen Systems und zum Nutzen der Menschheit verwendet werden. Der Rest wird unter die Zeit-Cheques-Inhaber nach Maßgabe der Arbeitszeit verteilt.

Jedem Mitgliede steht der Austritt nach zuvoriger dreimonatlicher Kündigung frei. Es wird ihm das von ihm eingezahlte Kapital zurückgegeben, und der Wert seines Wohnhauses nach Abschätzung vergütet.

Was nun die vorerwähnte Bezahlung der von den Mitgliedern für die Gesellschaft geleisteten Arbeit durch Zeit-Cheques anbetrifft, so versteht man sich keineswegs, daß dadurch ein streng gerechtes Verhältnis nicht geschaffen werden kann. Denn man gesteht offen ein, daß immerhin der Eine in derselben Zeit mehr arbeitet als der Andere, daß aber trotzdem Beiden die volle Zeit angerechnet werden soll. Indessen glaubt man darin einen Ausgleich zu finden, daß einseitig die arbeitenden Mitglieder unter sich eine gewisse Kontrolle ausüben, indem sie den Lässigen antreiben oder ihn, wenn Ermahnungen nicht helfen, einfach aus der Gesellschaft ausschließen, und daß andererseits für leichte Arbeit die Arbeitsstunden vermehrt und für gefährliche und ungesunde Arbeit der „Minutenpreis“ erhöht wird.

In Kaweah liegen die Verhältnisse so, daß die dortigen Arbeiten mit Bezug auf die Gesundheit der Arbeiter fast alle auf gleicher Stufe stehen; die Anwendung der „Zeit-Zahlung“ erscheint deshalb zum praktischen Gebrauch durchaus zweckmäßig. Nur die „Kopf-Arbeiter“ kommen dabei etwas zu kurz, aber ihre höhere Begabung muß sie geeigneter machen, ihren Mitgenossen Opfer zu bringen. Freilich, zur Aufnahme als Mitglieder sind nur solche Personen geeignet, welche von der gewaltigen sozialen Bewegung ergriffen und begeistert sind, und die den festen Willen haben, durch die That zu beweisen, daß die soziale Frage auf dem Wege der Koweah-Genossenschaft zu lösen ist. Bis auf Weiteres wird die „Minute-Arbeitszeit“ einem Werte von 1/3 Cent gleichgestellt, wenn die Gesellschaft verpflichtet ist, dem Mitgliede für einen „Zeit-Cheque“ bares Geld zu geben. Im Uebrigen lauten die Cheques nur auf bestimmte Anzahl von „Minuten“, worfür man von der Gesellschaft Waaren und Produkte zu einem Werte, dem die zu ihrer Erzeugung aufgewendete Arbeitszeit zu Grunde gelegt ist, erlösen kann. Ein solcher „Zeit-Cheque“ hat den folgenden Wortlaut:

Mr. — Serie — Zweihundert Minuten. Kaweah, California, am 1. August 1888 ist diese Note oder Zeit-Cheque von der Kaweah Cooperative Colony limited, a joint stock Company of Kaweah, Tulare Co., Cal. gegen Dienste ausgestellt und ausgegeben worden, welche von einem Mitgliede dieser Company geleistet sind, und befindet, daß dieses Mitglied oder sein Nachfolger, der Inhaber, wenn derselbe auch ein Mitglied ist, für die Gesellschaft die oben bezeichnete Anzahl von „Minuten“ Arbeit vollbracht hat, wogegen er als Zahlung entweder einen gleichen Zeitbetrag irgend einer Arbeit, die ihm von der Gesellschaft geleistet werden kann, oder Waaren zum Kostenpreise, welche die Gesellschaft zu jenem Zeitbetrage zum Verkauf stellt, oder Annahmungen auf Mitgliederlöhne, oder Gehälter auf Anteile in Gemäßenheit der von der Gesellschaft und der Verwaltung erteilten Bestimmungen, zu empfangen sich bereit erklärte. Unabhängig von diesem Certificate werden die jährlich auf die Arbeitszeit zu verteilenden Dividenden zu Gunsten des Mitgliedes gewährt, welches die Arbeit that und nicht an den Inhaber dieses Certificate. Dies Certificate ist ungültig in den Händen eines Nichtmitgliedes der Gesellschaft und ist nicht übertragbar an Personen außerhalb derselben.

Künftig, sobald die Gesellschaft erwacht genug sein wird, geht man auch Cheques auszugeben, welche zu Zahlungen im Rückwärtigen benutzt werden können; sie werden Anweisungen auf Erzeugnisse der Gesellschaft bilden und dergestalt eine Art von Kaufhandel einleiten zwischen dem Händler oder Verkäufer außerhalb und den Mitgliedern der Gesellschaft, zunächst dann aber auch zwischen den außerhalb stehenden Händlern untereinander.

Alle diese Maßnahmen und Einrichtungen wurden in dem von der Gesellschaft vorangestellten Grundsatze, daß derjenige, welcher Arbeit leistet, auch den vollen Wert derselben ernten soll. Kaweah ist also keine kommunistische Gesellschaft; die Individualität wird dort gewahrt, denn Jeder arbeitet für sich, wenn auch wieder zum Besten Aller. Auf der Grundlage von

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erachtet die Gesellschaft es als ihre ursprüngliche Mission, ihre Mitglieder vor Mangel oder Furcht vor Mangel zu bewahren und harmonische soziale Beziehungen unter ihnen zu fördern und zu unterhalten. Die religiöse Ansicht eines Mitgliedes bleibt Jedem selbst überlassen. Für die Gesellschaft gilt nur der Grundsatz: „Handle so gegenüber den Andern, wie Du willst, daß sie gegenüber Dir handeln.“ Und weiter stellt sie es als eine Bedingung zur Erreichung irdischer Glückseligkeit hin, zu erkennen, zu lieben und zu schaffen. Dem entsprechend sind dem „Departement für die Erziehung der Kinder und Erwachsenen“ und dem „Departement für Belustigungen und Erholungen“ die Grundlinien gegeben und vorgezeichnet, nach welchen der Schulplan und die wissenschaftlichen Vorträge wie überhaupt alle der geistigen Entwicklung und Wohlfahrt zu dienenden Veranstaltungen einzurichten sind.

Wenige Monate nach Konstituierung der Gesellschaft begaben sich die ersten Mitglieder — etwa 20 Familien — nach jenem Tulare-Gebiete, um die Kolonisation ins Werk zu setzen. Es galt vor allen Dingen, einen brauchbaren zu den Wäldern führenden Weg herzustellen, denn das Gelände bildete eine Wildnis, die nur mühsam auf Pferden und zu Fuß auf einer gefährlichen Fährte zu durchdringen war. Indessen, trotz der beschwerlichen Arbeit, die zu bewältigen war, machte man sich entschlossen aus Wert und nach Verlauf von 2 1/2 Jahren waren schon an 20 englische Meilen der schönsten Bergstraße hergestellt. Inzwischen ist dieselbe fast ganz vollendet; die erste feste Ansiedelung in 2000 Fuß Höhe ist im Bau begriffen, und binnen Kurzem werden Wohnhäuser, Verwaltungs- und Lagerhäuser errichtet sein. Die Zahl der aktiven Mitglieder ist auf 200 gestiegen und es muß als ein bedeutendes Zeichen hervorgehoben werden, daß unter ihnen stets die größte Eintracht herrscht, da sich Jeder für die Aufrechterhaltung der sozialen Wohlfahrt und des Wohlergehens der Gesellschaft verantwortlich fühlte.

Der Bau jener riesigen Bergstraße hat einen Aufwand von mehreren hunderttausend Dollars Arbeitszeit erfordert, nur ein Drittel von den Kosten, die der Bau unter gewöhnlichen Arbeitsverhältnissen beanspruchen würde. Die Genossen, welche diese schwierige Arbeit ausführten, haben die oben erwähnten Zeit-Cheques erhalten, genießen aber in der That jetzt nach deren Vollenbung den vollen Lohn der angewendeten Arbeitszeit. Daß Alle, der Sekretär, der Drucker, der Schreiber, der Landmann, der Arbeiter und die Hausfrau den gleichen Stundenlohn erhielten, das ist schon oben erwähnt worden. Neben dem Bau der Bergstraße wurden Sägemühlen erbaut, Tausende von Weinstöcken und Obstbäumen gepflanzt, Bewässerungs-Anlagen geschaffen und Gemüse und Korn zum eigenen Bedarfs gebaut. Die Gesellschaft tritt aus der ersten und härtesten Versuchperiode mit entschiedenem Erfolg heraus und es erheben sich ihr in der That die besten und vornehmlichsten Aussichten. Bezogen von dem achten und rechten genossenschaftlichen Geiste ihrer Mitglieder, die durchdrungen sind von der hohen Bedeutung, welche ihr einzig in der Welt dastehendes Unternehmen für die Menschheit hat, verdient die „Kaweah Cooperative Company“ wohl die Anerkennung und Beachtung aller derer, denen die Lösung der unsere Gegenwart bewegenden sozialen Fragen am Herzen liegt.

Man sieht, die Verhältnisse werden sehr bestechend geschildert. Allein der Versuch ist schon früher gemacht und stets fehlgeschlagen. Vielleicht können wir in einer späteren Nummer wieder einmal auf die Sache zurückkommen und die Unhaltbarkeit des Plans ausführlich darlegen, soweit man nach dem Artikel ein Urtheil fällen kann. (Uebrigens wird man die Schilderung mit sehr großer Vorsicht aufnehmen müssen, manches scheint uns einfach phantasiert zu sein.) Für jetzt nur so viel.

Die kapitalistische Produktionsweise schafft ihre Produkte als Waaren. Der Werth der Waare wird bestimmt durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche ihre Herstellung kostet. Der Produzent, der Arbeiter, erhält aber nun nicht ein Äquivalent des gesammten Werthes, den er geschaffen hat, sondern in Form des Lohns nur eine Quote. Dieser Zustand erscheint Bellamy „ungerecht“ und er will die „Arbeit nach ihrem vollen Werth“ bezahlt wissen.

Dieses Ideal setzt aber voraus, daß die Produktion Waarenproduktion bleibt, und das wird ja auch gesagt. Er denkt sich nun, daß inmitten der kapitalistischen Waarenproduktion seine Kolonie, ein glückliches Eiland Bellamy'scher Waarenproduktion, existieren kann — der wahre Konjens, wenn man bedacht, wie Alles durch tausend Fäden miteinander verknüpft ist, wie der Kapitalismus sich mit Allem verjüngt. Es giebt eben keine Inseln im kapitalistischen Meer.

Wenn die Sache geändert werden soll, so muß sie gründlich geändert werden, dann muß auch der Waarencharakter des Produkts verschwinden, dann muß eine universale sozialistische Produktionsweise vorhanden sein, wo nicht mehr „getauscht“ wird, und wo man nicht mehr für den Markt arbeitet, sondern für den gesellschaftlichen Bedarf.

Soziales aus Rußland.

In Rußland mit seiner ungemein niedrigen Stufe der industriellen Entwicklung kann man noch alle jene Scheußlichkeiten gegenwärtig beobachten, die in fortgeschrittenen Ländern schon zur Vergangenheit gehören, weil hier die Arbeiter bereits zum Selbstbewußtsein erwacht sind und durch ihren Widerstand wenigstens das Größte verhindern.

Wir bringen einige kurze Schilderungen nach einem Bericht in den „Sozialdemokrat. Monatsheften“:

„Hierin wir 3. B. einen Blick auf die Salinen. Die Salinen sind nicht etwa Koblenninen! Man arbeitet auf der Oberfläche der Erde, in freier Luft. Hier sind die ersten Werke, welche sich unseren Augen darbieten. Drei Schöpfwerke sind da, um das Salz aus einer Tiefe von 75 Sagenen (russischen Längenmaß, eine Sagine hat 7 Fuß) herauszuholen. Nebenbei machte man eine u. e. Bohrung, aber nicht mittel Dampf, sondern mittel, eines horizontalen Wellbaumes. Mehrere Arbeiter drehen, indem sie sich mit ihrer Brust ausstrecken, den Wellbaum. Sie drehen ununterbrochen 8 Stunden in dieser Weise. Dies ist die Tagesarbeit, nun kommt die Nachtschicht, welche ebenfalls 8 Stunden dauert, mit anderem Personal. Diese 8 stündige Dreharbeit, welche an die Strahlen in Dantes Hölle gemacht, wird mit 25 Kopelen (50 Pf.) gezahlt. Man hört da bloß das Schnarren dieser primitiven Maschine und den schweren Athem der Arbeiter. Ihre Gesichter spotten jeder Beschönigung. Das ist nicht bloß Ermüdung, Erschlaffung, es ist ein Taumel des Schmerzes. Nach dieser 8 stündigen Arbeitszeit gleicht ein solcher Arbeiter einem Idioten. Die Thatsache der 8 stündigen Arbeitszeit allein ist genügend berechtigt, ich würde sagen

unheimlich! Wenn man in einer Gegend, wo mit so primitiven Werkzeugen gearbeitet wird, wo der Arbeiter so elend entlohnt wird, nur acht Stunden arbeiten läßt, so darf das als unbestreitbarer Beweis gelten, daß eine längere Arbeitszeit dazu führen würde, Beiden anzuschmelzen. Hinzuzufügen ist noch, daß man sich bei dieser Beschäftigung nicht aushalten kann! Man dreht und dreht den ganzen Tag. Der 8 stündige Arbeitstag, der überall in Europa gefordert wird, bedeutet darum in diesem Falle die Hölle! Es wird in Schuppen gearbeitet, wo es selbst am Tage finster ist.

Ein anderes Bild! Wir befinden uns im Gouvernement von Nischni-Nowgorod, angehts jener Hausindustrie, die hier den poetischen Namen der „Wusch“-Industrie trägt. Warum Wusch-Industrie? Weil der Arbeiter bei sich daheim, isoliert wie im Wusch, arbeitet. Diese Arbeiter (hauptsächlich Metallarbeiter, Messerschmiede, Schlosser u.) kennen nicht die Fabriksdisziplin. Es giebt wohl einige größere Werkstätten, aber nur wenige, und es geht dort ziemlich patriarchalisch zu. Was giebt es denn Besseres? Man bleibt bei sich zu Hause, umgeben von der eigenen Familie, man gleicht einem Künstler, der im eigenen Atelier arbeitet! Das ist schön und entspricht der menschlichen Würde. Manchmal haben diese Arbeiter thatächlich etwas vom Künstler an sich. Sie lieben ihr Handwerk und bemühen sich es zu vervollkommen und es zu verbessern. Schließlich ist ja selbst der Kohlendrenner Herr im eigenen Hause.

Aber was sind das für Schalten, die sich lange vor Sonnenaufgang nach einem bestimmten Orte hin bewegen? Kleine Tische werden aufgestellt, Kohlen angezündet; dann hört man das Geräusch von Metall. Verschiedene Gegenstände werden auf den Tisch gelegt und manchmal sogar mit Unwillen hingeworfen. Die Gesichter der Leute, die hinter den Tischen stehen, sind meist sehr finster. Es sind dies die guten Geister der Gegend, die Zwischenhändler. Was könnte man ohne sie anfangen? Es genügt nicht, Messer und Schlosser zu fabriciren, man muß sie auch verkaufen. Wo? An wen? Pawlow ist keine Stadt, trotzdem seine Ausdehnung größer ist als die vieler Städte. Die ganze Einwohnerschaft dieses großen Dorfes beschäftigt sich mit der Metallindustrie. Hier an diesen Tischen erfährt man sehr interessante Dinge: Die Preise sind wieder gefallen. „80 Kopelen, nicht wahr, wie das letzte Mal?“ „Rein, lieber Freund, Du irrst Dich, es giebt bloß 50 Kopelen.“ „Ach, was Teufel!“ „Ja, ja, nicht ich bin's, der die Preise macht“, sagt der Zwischenhändler; u. s. w. Das Leben wird immer theurer, die Preise sinken immer mehr und statt der Spiele und des Lachens, lamentirt und weint man. . . Die Weiber natürlich. —

Uebrigens sind diese Leute nicht die Einzigen, die unter dem Sitten der Preise zu leiden haben. Wenn die Maurer am Ende der Saison Petersburg und seine Umgebung verlassen, haben sie oft nicht genug Mittel, um ihre Heimreise zu bestreiten. Für diese Arbeiter ist der Sommer die Saison. Zu der letzten Sommerreise bekam ein guter Maurer 15 Rubel (30 M.) monatlich, während er früher 30 bis 40 Rubel verdiente und außerdem das Essen vom Arbeitgeber erhalten hatte. Es giebt genug Fiegelbeder, die solide leben, keine Säuler sind und doch keinen Heller besitzen, um ihre Heimreise zu ermöglichen. Bei ihrer Abreise aus der Heimat, bekommen sie vom Unternehmer die Hälfte der Summe, die sie den Sommer über verdienen sollten a conto. Auch für dieses Gewerbe ist nur der Sommer die Saison. Die ganze Summe beläuft sich auf 10 bis 40 Rubel. Dafür wird von 1. Mai bis 30. August gearbeitet. Für Kost sorgt der Unternehmer. Aber was für Kost! Bis zu dem glücklichen Moment, wo man junge Erbsen bekommt, das ist Mitte Juli, muß man abschleusliche Dinge essen. Es giebt keinen Kohl, keine Erbsen. Etwas altes eingepöckeltes Fleisch und verdorbenes Sauerkraut. Das Brot ist noch das einzig Genießbare, und Grüne, wenn es welche giebt. Warum kommen eigentlich diese Dackpöcker von allen Seiten, hauptsächlich von Rinsk, Witebsk und dem Gouvernement Nowgorod? Sie sind — Quatschbesitzer. Sie haben irgend einen Streifen Landes, oft eine Kuh, ein Pferd und selbst noch mehr als das. Aber der Ertrag ihres Bodens ernährt sie nur unzulänglich. Wo sollen sie überdies die 8 Rubel jährlicher Steuer hernehmen? Um diese zahlen zu können, lassen sie sich nach Petersburg engagiren. Die a conto Zahlung, die der Unternehmer giebt, läßt man der Familie. Das deckt die Steuern und es bleibt noch etwas, um Brot zu kaufen, denn das eigene Wehl reicht kaum bis Weihnachten. Ist das nicht ein absurdes Bild, die Besitzer von Grund und Boden in einem ausgeprochen agrarischen Lande können ihr eigenes Brot nicht während des ganzen Jahres essen! Aber nicht allein da ist es so, sondern das Gleiche findet man in den kornreichsten Landstrichen.“

Zum fortschreitenden Verfall der mittleren (bestehenden) Klassen.

Die „Kreuzzeitung“ bringt folgenden interessanten Artikel:

Mit wahrhaft mörderischer Gewalt hat die einseitige Ausbeutung der Dampfkraft in unserem mittleren Wohlstande gewüthet. Die Einführung der Bahnen hat zahllose Opfer von Fuhrherren, Gastwirthen, kleinen Handbetriebsverrichtungen. Der Dampfbetrieb in der Industrie zerrast ebenso vielen kleinen Gewerben das glückliche Heim, und die Dampfkraft, welche die Meere überbrückt, hat ununterbrochen die Landwirthschaft und gerade ihrem mittleren Stande einen fast verheerenden Stroh gegeben. Offenbar weil die Regierungen übertracht wurden von der Schnelligkeit, mit welcher die große Triebkraft die Arbeit und deren Gewinn in die Hände Einzelner spielt und in demselben Augenblicke die freien Bürger zu Lohnarbeitern, die Besizenden zu Besizlosen, die der Scholle zugethanen, daher staarerbaltenden Elemente zum Proletariat erniedrigt, welches, erbittert, geneigt ist, jeder Aenderung der Dinge, also auch jeder Revolution, feindlich entgegenzusehen.

Eine ähnliche Katastrophe scheint sich heut auf einem kleineren, begrenzteren Gebiete vollziehen zu sollen.

Bisher war die durchschnittliche Leistungsfähigkeit unserer Stromfahrzeuge nicht über 2000 Zentner, schon weil die Strom- und Kanalprofile nicht viel größere Lasten zuließen. Diese Größe ist auf der Strecke Hamburg-Berlin schon auf die Höhe von 8000 bis 10 000 Zentner Last gestiegen und wird, sobald der Oder-Spree-Kanal — Frühjahr 1891 — eröffnet sein wird, sich dort ebenso hoch steigern. Nun war bisher einmal dem Kahnfahrer, welcher sein Handwerk treibt, die Möglichkeit gegeben, sich, meist in Böhmen im Unterbau hergestellte, Rähne von 2000 Zentnern allmählich selbst zu erdienen und dieselben mit einer „Hand“ und seiner Familie selbst zu bedienen. Zu dem Kaufe eines größeren Schiffes gehörte aber gehören nicht leicht zu erscheinende Mittel, auch ertheilt die Führung desselben nicht nur mehrere Hände, sondern auf vielen Strecken auch die Beihilfe von Dampfkraft. Genuß, mit Einführung dieser Fahrzeuge kann der Kahnfahrer mit den großen Gesellschaften nicht mehr konkurriren, er geht einfach in der Frühling und wird aus einem freien Besitzer, der unabhängig und wohl in seinem kleinen beweglichen Heim sich befand, ein Besiz- und heimathloser Lohnknecht. An seiner Stelle häufen einzelne Unternehmer — natürlich viel Juden unter ihnen — Reichthümer über Reichthümer an.

Wir können von unserem Standpunkt aus nur bedauern, daß man gerade so treffliche, fleißige und ordentliche Familien, wie die der märkischen Kahnfahrer es sind, die einen kräftigen Grundstamm für unsere staarerbaltende Gesellschaft bilden, in erschreckender Masse zu operen im Gange ist; denn mit der Eröffnung des Ober-Spree-Kanals ist die letzte Aussicht der Schiffer vernichtet, mit ihren üblichen Rähnen den großen Gesellschaften gegenüber

auch nur eine nothdürftige Existenz behaupten zu können. Dem Vaterlandsfreunde geht es nahe, wenn er sehen muß, wie der Roloß des Großhandels wieder eine neue Gelatombombe glücklicher Heimstätten vernichtet und der Sozialdemokratie ebenso viel neue Rekruten zuweist.

Wir bewundern die Einsicht, welche die „Kreuztg.“ in der Beurtheilung dieses Prozesses beweist. Aber nachdem sie das alles so klar und deutlich angegeben hat, welche Schlussfolgerungen sollte sie denn daraus ziehen?

Soll man den Oder-Spree-Kanal nicht eröffnen, soll man alles zuschütten, was man schon gebaut hat, soll man darauf verzichten, die Kraft der Natur sich in einem höhern Maße dienstbar zu machen, menschliche Arbeit zu sparen, soll man sich die Leute weiter quälen lassen mit ihren unbeholfenen, plumpen Rähnen, oder soll man an ihre Stelle leichte Dampfboote fahren lassen, welche eine einfache Bedienung erfordern?

Gewiß, es werden glückliche Heimstätten vernichtet, freie und selbständige Menschen werden in Lohnarbeiter verwandelt, und was sie verlieren, häuft sich bei einigen Reichen auf. Aber was ist die Ursache? Wir erhöhen die Produktivkraft der Arbeit, wir zwingen die Natur, unsere Arbeit zu thun — wenn das die Folge hat, daß Tausende unglücklich und elend werden — nun, so muß doch irgendwo ein Umstand vorhanden sein, welcher dieses Glück in Unglück verhandelt! An sich kann das doch diese Folge nicht haben! An sich ist doch der Fortschritt nicht verderblich, er kann es doch erst werden unter irgend welchen Verhältnissen, welche ihn verderblich machen! Und wird dann nicht das Einfache sein, wir verändern diese Verhältnisse, die jeden Segen für uns in Fluch verwandeln? Wir schaffen Verhältnisse, wo Segen Segen sein wird?

Wenn die Rähne und Schiffe nicht Privateigenthum sind, sondern Eigenthum der Gesellschaft; wenn nicht, nachdem der neue Kanal gebaut ist, irgend ein Mensch, sei er nun beschnitten oder unbeschnitten, sagen kann: „ich habe Geld genug, die theuren Schiffe zu kaufen, welche die kleinen überflüssig machen; ich werde jetzt die Schiffe bankrott machen und auf meinen Schiffe arbeiten lassen, damit ich Profite machen kann“ — sondern wenn die Gesellschaft sagt: „wir haben einen Kanal gebaut, der die Arbeit erleichtert und ertragsreicher macht; ihr werdet jetzt weniger arbeiten und mehr genießen können“ — nun, dann ist doch der Segen wirklich Segen!

Und weshalb, wenn sie einsieht, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Segen Fluch wird, weshalb sieht die „Kreuztg.“ dann nicht ein, daß die Verhältnisse nur geändert zu werden brauchen, um Alles richtig zu machen?

Weil die Leute der „Kreuztg.“ selbst Profit machen; nur daß sie ihre Profiten von den Landarbeitern machen, und nicht von den Schiffen; deshalb beneiden sie diejenigen, die ihre Profiten von den Schiffen machen und sehen den Splitter im Auge ihres Nächsten; und weil sie ihren Balken nicht sehen, so sehen sie auch nicht ein, daß man die Verhältnisse bloß zu ändern braucht; denn wenn die Verhältnisse geändert würden, so würde bei ihnen auch was geändert.

Aus dem Culengebirge.

I. Erwerbsverhältnisse bei Weber Karl Helbig in Friedrichsgrund.

Arbeit des Mannes.	
1. Benennung der Waare.	Barchent
2. Länge der ganzen Kette (in Metern)	100 Meter
3. Arbeitsdauer dafür	8 Arbeitstage
4. Tägliche Arbeitsdauer	17 Stunden
5. Arbeitslohn pro Kette (incl. Weben und Spulen)	5 M. 50 Pf.
Arbeit der Frau.	
6. Benennung der Waare.	Barchent
7. Länge der Kette (in Metern)	100 Meter
8. Arbeitsdauer dafür	10 Arbeitstage
9. Tägliche Arbeitsdauer (neben der häuslichen Arbeit)	14 Stunden
10. Arbeitslohn pro Kette (incl. Weben und Spulen)	5 M.
11. Kopfgeld der Familie	6
12. Alter der Kinder	von 2—17 Jahren
13. Zahl der arbeitenden Kinder	1
14. Benennung der Arbeit der Kinder	Spulen
15. Summa des ganzen Verdienstes der Familie	10 M. 50 Pf.

Ausgaben der Familie pro Woche.	
1. Wohnungsmiete	0,75 M.
2. Feuerungsmaterial	1,13
3. Beleuchtungsmaterial	0,34
4. Kommunal- und Schulsteuer	0,23
Summa	2,45 M.
5. Bleibt auf Lebensmittel und Bekleidung der Familie	8,02 M.
6. Also pro Kopf und Woche 1 Mart und 34 Pfennige!	

II. Erwerbsverhältnisse bei Weber Gustav Hase in Steinfeldsdorf.

Arbeit des Mannes.	
1. Benennung der Waare	Baumwoll-Barchent
2. Länge der ganzen Kette in Metern	90 Meter
3. Arbeitsdauer dafür	eine Woche
4. Tägliche Arbeitsdauer	15 Stunden
5. Arbeitslohn pro Kette (incl. Weben und Spulen)	5 M. 40 Pf.
Arbeit der Frau.	
6. Benennung der Waare	Baumwoll-Barchent
7. Länge der ganzen Kette in Metern	120 Meter
8. Arbeitsdauer dafür	14 Tage
9. Tägliche Arbeitsdauer (neben der häuslichen Arbeit)	8 Stunden
10. Arbeitslohn pro Kette (incl. Weben und Spulen)	5 M. 40 Pf.
11. Kopfgeld der Familie	7 Personen
12. Alter der Kinder	von 2—13 Jahren
13. Zahl der arbeitenden Kinder	2
14. Benennung der Arbeit der Kinder	Spulen
15. Summa des ganzen Wochenverdienstes der Familie	8 M. 10 Pf.

Ausgaben der Familie pro Woche.	
1. Wohnungsmiete und Zinsen	1,50 M.
2. Feuerungsmaterial	1,04
3. Beleuchtungsmaterial	0,34
4. Kommunal- und Schulsteuer und Rente	0,51
Summa	3,39 M.
5. Bleibt auf Bekleidung und Lebensmittel der Familie	5,81 M.
6. Also pro Kopf und Woche 83 Pfennige!	

„Bürgerliche“ Moral.

Ueber „Prostitution und Abolitionismus“ ist von B. Tarnowsky eine Schrift erschienen, welche wieder einmal die bürgerliche Moral in ihrem schönsten Lichte zeigt. Wir entnehmen einer Kritik von A. Blaschko in dem „Centralblatt für Klin. Medic.“ folgende Ausführungen: „Von Grund aus verfehlt erscheint mir aber die höchst eigenthümliche Auffassung T.'s vom Wesen der Prostitution, nach welcher diese keineswegs die Folge irgend welcher sozialen Bedingungen, sondern der natürliche Ausdruck angeborener Lasterhaftigkeit ist. Dieser Gedanke, welcher sich als leitender Faden durch die gesammten Ausführungen T.'s hindurchzieht, erscheint in der krassen Form, wie T. ihn fast auf jeder Seite seiner Schrift hervortreten läßt, geradezu als eine Ungeheuerlichkeit. Weder Unbekanntschaft mit den Grundfäden der Moral und Religion, noch Mangel an Erwerb, noch Obdachlosigkeit, noch trostlose Armuth... nicht die äußeren Lebensverhältnisse, sondern ihre innere Organisation selbst, ihre **lasterhafte Veranlagung**... ist es, was diese Weiber ihrem direkten Vortheil, Verstand und allen Warnungen entgegen zu diesem „verfluchten“ Leben hinzieht.“ Die Grundlage der T.'schen Anschauungen bilden offenbar die anthropometrischen Untersuchungen von Dr. Pauline Tarnowsky, welche zu dem Ergebnis geführt haben, daß die professionellen Prostituirten auffallend häufig Zeichen physischer Entartung zeigten, woraus wieder geschlossen wird, daß dieselben meist krankhafte, oder in ihrer Entwicklung gehemmte, mit ungünstiger Heredität behaftete Geschöpfe sind; sie weisen unzweifelhaft physische und psychische Degenerationszeichen auf, und ihre Abweichung von normalen Weibern prägt sich am deutlichsten in dem Mangel ethischer Vorstellungen und in der Geschlechtsfunktion aus. Die Untersuchungen bedürften vor Allem einer anderweitigen Nachprüfung; die gewonnenen Resultate fordern bei näherem Hinsehen doch mannigfache Bedenken heraus; die Eigenschaften, welche T. sämmtlich auf eine im Grunde lasterhafte „Veranlagung“ zurückführt, sind in den meisten Fällen erst die unausbleibliche Folge der Prostitution, sind die Symptome eines moralischen Verfalls, der mit dem ganzen recht und schuldlosen Dasein der Prostituirten, ihrem vogelfreien und unsicheren Leben, vor Allem aber mit der tagtäglich sich wiederholenden Prostitution ihres Körpers naturgemäß eintreten muß.“

Da haben wir ganz die übliche bürgerliche Moral, die Moral, die uns überall vorgezert wird. An allem Schlechten, an allem Unheil, an allem Elend, sind nicht die Verhältnisse schuld, die guten, die lieben Verhältnisse, welche es bewirken, daß sich die Taschen der Bürger füllen — nein, die Menschen sind schuld, die Menschen sind niederträchtig! Wenn Einer hungert, das kommt nicht davon, daß ihn ein Unternehmer aufs Pflaster geworfen hat, um mehr Profit zu machen — das kommt davon, daß er faul ist und nicht arbeiten will. Wenn Einer anfängt zu saufen, das kommt nicht davon, daß man sein Leben so elend und jammervoll gemacht hat, daß er im Saufen den einzigen Trost findet — sondern davon, daß er einmal so ein Saufschwein ist. Wenn Einer ein Brod stiehlt, so hat die Schuld nicht die Gesellschaft auf dem Gewissen, die ihn umkommen läßt, sondern er hat einen Großvater gehabt, der die Anlage zum Brodstehlen auf ihn vererbt hat. Und wenn ein armes Weib, das sich nicht anders ernähren kann, zur Prostituirten wird — die Dirne! ihre lasterhafte Veranlagung hat sie getrieben, nicht der Hunger, nicht die Noth, nicht das Elend! Und wenn dann in diesem schwachvollen Gewerbe, unter den fortgesetzten Beleidigungen und Beschimpfungen — schon die Bezeichnung des Gewerbes ist eine — unter den Brutalitäten, dem Schmutz und Noth, der Angst, der Noth, der Krankheit — wenn da die Armen frech und verkommen werden, an ihrem Verstand Schaden leiden und zu dem werden, wozu man sie macht, zum Thier. — „Seht da!“ ruft der entrüstete Bürger, sagte ichs nicht? Nicht die äußeren Lebensverhältnisse, ihre lasterhafte Veranlagung ist schuld.

Wir wünschen Niemandem Böses. Auch diese bürgerliche Heuchelei hat ihre sozialen Ursachen und die Menschen werden zu ihr gezwungen; man kann ja nicht von Jedem ethischen Heldenmuth verlangen. Aber das wünschen wir doch einmal, daß diese Pharisäer an ihren eigenen Weibern und Töchtern einmal untersuchen sollten, ob nicht die äußeren Lebensverhältnisse, sondern ihre lasterhafte Veranlagung diese Weiber zu diesem verfluchten Leben hinzieht.“

Die Lebenshaltung der Arbeiter.

Die Lebenshaltung der Arbeiter ist in den verschiedenen Ländern verschieden; sie wird durch eine Reihe von Umständen bestimmt: Ob eine starke Arbeiterorganisation vorhanden ist, welche erfolgreiche Kämpfe gegen die Bourgeoisie führen kann, ob die Nachfrage nach Arbeit das Angebot überwiegt, oder umgekehrt, und so fort. Die höchste Lebenshaltung von allen Arbeitern haben wohl die Proletarier in den „Vereinigten Staaten“

errungen; hier liegt der Grund auch ziemlich klar vor: die Industrie machte Riesenschritte, die Unternehmungen vergrößerten sich immens und die Nachfrage nach Arbeitern war so groß, daß nur geringe Arbeitslosigkeit existierte. Hier konnten die Arbeiter, wenn auch nur in gewissen Grenzen, Bedingungen stellen und sich einen hohen standard of life erringen.

Mr. Dodge, Vizepräsident der volkswirtschaftlichen Abtheilung der American Association for the Advancement of Sciences hielt auf dem letzten Meeting zu Indianapolis eine Vorlesung über die Lebenshaltung in den „Vereinigten Staaten“. Nach dem letzten Zensus gab es in der Union 1,322/000 Arme, wogegen in England und Wales der pro mille-Satz 18,8 ist. Per Kopf beträgt der Fleischkonsum in Amerika 175 Pfund; nur in England übersteigt er die Ziffer 100, während er in vielen anderen Ländern unter 50 sinkt. Der Konsum von Cerealien von Seiten der Menschen und Thiere stellt sich im Verhältniß zur Bevölkerung in den Vereinigten Staaten auf dreimal so viel, als in Europa; er beträgt durchschnittlich in den letzten zehn Jahren für jede Bevölkerungseinheit in Amerika 45 Bushels, in Europa nur 16. In Amerika entfallen auf den Kopf fast 5 Bushels Weizen, 3 Mais und 1 Hafer; in Europa werden nur 5 1/2 Bushels Weizen konsumiert. Aehnliches gilt von der Bekleidung. Amerika produziert mehr als die Hälfte sämtlicher Baumwolle, wovon ein Drittel in Amerika und für Amerika verarbeitet wird. Ebenso in Betreff der Wolle. —

Wenn die Arbeiter einmal eine so hohe Lebenshaltung errungen haben, so sind sie freilich nicht so leicht wieder herunter zu bringen. Die Bedürfnisse sind eben vorhanden und müssen befriedigt werden. Aber die besten Zeiten sind für das amerikanische Proletariat wohl vorüber, und es wird bald erbitterte Kämpfe kosten, das Erworbene fest zu halten. Von Unterbevölkerung kann jetzt keine Rede mehr sein, denn gegenwärtig werden schon eine Menge Arbeitslose mehr auf den Arbeitsmarkt drücken, und die neuen Organisationen des Kapitals, die Trusts, machen das Kapital erstens viel stärker in dem Lohnkampf, und machen zweitens eine Menge Arbeiter überflüssig, die dann die bekannte Rolle übernehmen müssen, den Lohn ihrer Genossen zu drücken.

Zahlen!

Wir leben ja in dem glücklichen Reiche, wo den Arbeitern die sozialreformatrischen Tauben gebraten in den Mund fliegen; wir leben in dem Reiche, das an der Spitze der Humanität marschirt, das den Sozialismus friedlich überwindet, indem es die „berechtigten“ Forderungen des Proletariats erfüllt. Leider sind ihm ja die Hände noch gebunden. Die bösen Unternehmer, welche diese hohe Moralität nicht einsehen wollen, sträuben sich immer noch. Bald wird freilich auch für sie die Zeit kommen, wo sie nachgeben müssen, bald wird der sündliche Staat über sie triumphieren.

Da veröffentlicht gerade unser sündliches Reich im statistischen Jahrbuch die Unfallstatistik. Danach trafen auf je 100 Unfälle

1880/81	7,0
1881/82	7,2
1882/83	8,6
1883/84	8,9
1884/85	9,1
1885/86	8,4
1886/87	8,1
1887/88	10,9
1888/89	13,0

im Dienst geübte Bahnbeamte und Bahnarbeiter.

Das ist doch sonderbar! Wie kommt das nur! Das kann doch nicht möglich sein, daß das praktische Christenthum des sozialreformatrischen deutschen Reiches die Arbeiter noch mehr ausschindet, wie die Unternehmer, sodas noch mehr Todesfälle stattfinden, wie früher?

Sinniges aus der bürgerlichen Presse.

„Es drängt sich da auf's Neue die Frage auf, ob denn die Strafgesetze nur für die kleinen Schwindler und Banterotteneure gelten und nicht auch für die großen.“ „Deutsches Tagebl.“ (tonf.).

Die Erwerbsfreiheit ist zur Jügellosigkeit, die Konkurrenz zur Anarchie angestiegen. Man hat der Form nach allen das gleiche Recht gegeben, sich am Wettbewerb zu betheiligen; aber der Sache, den Mitteln nach waren die Theilnehmer im wirtschaftlichen Existenzkampf sehr ungleich. Und so waren von allem Anfang an die Schwächeren und Besitzlosen verurtheilt, eine Beute der kapitalistischen und Besitzenden zu werden. Während man sich bemühte an dem goldenen Glanz der Freiheit und Gleichheit, wurde die ökonomische Ungleichheit und Abhängigkeit immer größer. Die Entwicklung, welche mit der liberalen Ära begonnen, geht mit Nothwendigkeit dahin, die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer zu machen. ... Der manchesterliche Individualismus, dessen Vertreter glücklicherweise immer seltener werden, meinte zwar, man dürfe die freie Entfaltung der Kräfte nicht hindern und man nannte diesen ungleichen Interessenkampf mit einem missfalligen Ausdruck: „Harmonie der Interessen“, natürlich mit demselben Recht, wie wenn man ein Kapellkonzert eine romantische Oper nennt.“ „Das Volk“ (tonf.).

Ein vorzügliches Dokument für die „Heiligkeit der Ehe“ ist folgende Annonce aus dem „Frankfurter General-Anzeiger“ vom 8. November: „Eine gute Partie kann jeder Herr oder Dame machen, auch wenn solche nicht vermögend sind, wenn sie ihren Bedarf an Kleidungsstücken bei mir auf Kredit entnehmen. J. Steinberg, Bödenstraße 49 L., an der Markthalle.“

„Es war zwar keine Kneipe, aber man sollte es meinen, wenn man hört, wie ein Hochschulpfaffen vom Katheder sich erniedrigt, zum niedern Volk zu sprechen.“ „Badische Landeszeitung“ (liberal).

Lochspiegel-Lied.

Melodie etwa: „Der kreuzfidele Kupferschmied“.

Dreitausend Mark, heidi, per Jahr
Von seiner Exzellenz —
Wie schirmt der Himmel wunderbar
Lochspiegels Exzellenz?
Kein Gentleman, kein Gentleman,
Als wär' das ein Malheur,
So bin ich denn und bleib' ich denn
Agent provocateur!

Spiz, spiz, die Ohren aufgedröpft!
Dorch, dorch nach links und rechts!
Dum dum! „Und alles wird geköpft
Tyrantischen Geschlechts!“
Fällt mir dann so ein Tölpel rein
Und brüllt: „Den Teufel — ja!“
Das muß ein Anarchist sein,
Ein Anarchist, hurrah!

„Gemosse, proßt!“ begleite ihn,
Schüttel ihm als Freund die Hand
Und melde schleunigst nach Berlin:
Ein frischer Fisch — brillant.
Aus deutschem Reichsfonds stell' ich flugs
Das süße Nordabblatt her,
Die Freiheit — kolossaler Zug!
Ex'lenz, was willst du mehr?

Ich, als ich noch kein Spiegel war,
Welch kreuzerbärmlich Los!
Dreitausend Reichsmark jedes Jahr,
Das macht sich ganz famos.
Mitunter hupperts mir von fern:
„Du Schuft!“ Herzieh, ich bin
Ein treuer Diener meines Herrn
Und schlag' mir's aus dem Sinn.

Ich bin ein Werkzeug der Gewalt
Von Gottes Gnaden nur,
Ein unentbehrlich Pädchen halt
In der Regierungsduhr.
Spiz, spiz, dorch, dorch! Kein Gentleman!
Als wär' das ein Malheur,
So bin ich denn und bleib' ich denn
Agent provocateur!

Karl Wendell.

Der fluge Phylax.

Eine Höhenmessung.

Von Kristian Wintertjelm.*

Ja, Sie können glauben, es war ein kluger Hund, mindestens so klug wie ein Mensch. Ich lernte ihn bei dem Förster auf dem großen Güte Slavabaska kennen, das dem reichen Branntweinbrenner oder besser gesagt, dem früheren Branntweinbrenner gehörte, der es auf der Auktion von dem ruinirten Grafen gekauft hatte.

Dieser Förster war der einzige in der Gegend und führte sich daher sehr groß und würdig; auf dem gräßlichen Nachbargute Slavenska, das viel kleiner war, hatte man nämlich keinen Förster, und die größte Furcht meines Wirthes war, daß sich das Gerücht bestätigen würde, welches erzählte, daß der Graf wirklich auch daran denke, sich einen Förster anzuschaffen.

Ich war ausgeschiedt, um eine Eisenbahntrasse anzulegen, und meine Station, meine Instrumente befanden sich bei dem, im Ganzen genommen, liebenswürdigen Förster. Hier war es also, wo ich Phylax kennen lernte; es war ein langhaariger braun und weißer Jagdhund. Seine Intelligenz war unbedingt menschlich, von der besten Art; Sie werden es sogleich hören.

Aber wir müssen mit dem Anfang beginnen.

Die Königin von Podolien war in der aller-miserabelsten Laune; das Unglück war um so größer, da sie gerade in voller Toilette mit allen podolischen Diamanten geschmückt da stand, um mit ihrem Gemahl in die Brautgemächer des Schlosses zu treten. Es war der Geburtstag des jungen Königs, und man hielt großes Reinigungsfeiern, d. h. man hatte die Einladungslisten von allen im Laufe des Jahres vorbeigegangenen Namen, entweder Adelige oder bis zum Generalmajorsrang, gereinigt. Wenn man diesen Rang nicht hatte, so konnte man am podolischen Hofe nicht „vorgestellt“ werden und ohne vorgestellt zu sein, konnte man kaum bei dem großen Reinigungsfeiern, viel weniger noch bei den intimen Zirkeln anwesend sein.

Aber die Königin von Podolien war in der aller-miserabelsten Laune. Sie hatte gerade von der Kaiserin von Galizien ein Anwortschreiben entgegengenommen, worin diese die Königin „meine innig theure und gute Schwester“ titulierte, und nicht „meine innig theure und herzgeliebte Schwester“. Dies zeigte, daß sie die Königin nicht ganz zu dem intimsten Range fürstlicher Familien rechnete; denn „gute“ ist ein offizieller Ausdruck, während „herzgeliebte“ privater Natur ist. Dabei ließ sich nichts thun, denn alle offiziellen Formen waren gewahrt; es ärgerte die podolische Königin nur, daß sie selbst „herzgeliebte“ geschrieben hatte. Sie empfand es so bitter und demüthigend wie eine Abweisung.

* Intermezzo von Kristian Wintertjelm, Leipzig, Phil. Neclan jun. Preis 20 Pf.

„Die dumme Gans“, sagte sie erbittert zum König, „wenn eins zum andern kommt, gehört sie selbst ja nur einer jüngeren Linie an, und es ist doch noch sehr die Frage, was höher rangirt, ob meine ältere Linie eines jüngeren Hauses oder ihre jüngere Linie eines älteren Hauses. Bah! sie ist albern!“

Der König antwortete nicht; er hatte das drückende Gefühl, daß der König von Aethiopien ihm vielleicht nicht den heißersehten fürstlichen Orden, die „goldene Magenbinde“ anbieten würde.

In diesem Augenblick trat die kleine, fette, runde Oberhofmeisterin ein, verneigte sich tief vor den Majestäten, und wandte sich zur Königin.

„Ew. Majestät wollen gnädig bestimmen, was mit der neuen Baronin geschehen soll, die — —“

„Ich weiß, ich weiß“, antwortete die Königin, „sie muß ja leider vorgestellt werden, aber es geht nicht gut an, daß es im Courfoal vor den alten Familien des Landes geschieht; es muß so zufällig im Laufe des Abends geschehen.“

Die Oberhofmeisterin verneigte sich abermals tief, zweimal, und trippelte wieder von dannen. „Gott sei Dank, daß wir doch noch in einem zivilisirten Lande leben“, murmelte sie vor sich hin.

Sie dachte mit Grauen an das Nachbarland, wo der Vater der Baronin Baron geworden war. Er war nur ein hervorragender Mann gewesen, aber als er sich ein ungeheures Vermögen dadurch geschaffen, daß er den Weg für einen kolossalen Roggenexport gebahnt, welcher auch den großen adeligen Gutsbesitzern zu Gute kam, da fand man sich darein, seine Verdienste mit dem Barontitel zu belohnen, um so mehr, als die adeligen Gutsbesitzer ihn oft um Rath befragen mußten und einem Manne, der weiter nichts war, als hervorragend, nicht gern so viel Höflichkeit erweisen wollten, als doch nothwendig war.

Die große Vorstellung war längst vorüber. Zwischen zwei Tänzen winkte Podoliens Königin die Oberhofmeisterin zu sich und sagte: „Jetzt können sie mit der Roggenbaronin kommen.“

Diese war über die Zurücksetzung sehr beleidigt. Sie hatte den Adel des Vaters geerbt, und den konnte man ihr nicht nehmen, aber ihr Mann war nicht von Adel. Indessen war er ein ausgezeichnete Mann und Geheimrath, was in Podolien jedoch nur mit dem Obersten rangierte; es war also eine Art Unregelmäßigkeit, daß er auf Grund des Adels und des großen Vermögens seiner Frau mitgekommen war. Die Baronin verwünschte den Tag, an dem sie dem Wunsche ihres Vaters nachgegeben und den Geheimrath geheirathet hatte.

„Die dumme Gans von einer Oberhofmeisterin — ihre podolische Majestät lasse ich natürlich ungenannt —“ sagte die Baronin, als sie nach Hause fuhr. „Wenn eines zum andern kommt, so gehört sie streng genommen auch nur dem jüngeren eingewanderten Adel an und erst ihr Vater ist Graf geworden. Sie ist eine Kärrin! Als wenn ich nicht ebenso gut wäre wie all die armen Baroninnen aus dem grünen Kalender! Man erinnert sich kaum ihrer Namen!“

Der Geheimrath antwortete nicht; wo von Rang und Würden die Rede war, durfte er niemals mitsprechen. Er dachte an die Mittagsgesellschaft, welche sie selbst Tags darauf geben wollten, und die Einladungsgeschichte, welche sie vor einigen Tagen gehabt hatten, peinigte ihn mehr als die Zurücksetzung der Baronin.

Er sollte nämlich seine alten Freunde, die Kaufmannsfamilie nicht bei sich empfangen, wo er als Junggeselle täglich ein- und ausgegangen war.

„Es ist unmöglich“, hatte die Baronin gesagt, „sie müssen warten, bis wir die Bürgerlichen einladen. Sie ist ja die Tochter eines Handwerkers. Und vielleicht würde ich noch den Muth haben, einen der Herren zu bitten, daß er sie zu Tisch führen würde — aber ihn eine Baronin führen zu lassen — unmöglich! Die Dame, welcher ich ihn gäbe, würde es als eine furchtbare Zurücksetzung empfinden und uns niemals vergeben.“

„Wir sind also nicht eingeladen“, sagte der Kaufmann, „das ist natürlich die hochnastige Baronin.“

„Die dumme Gans“, sagte die Frau, „ihr Vater war nichts anderes als Kaufmann, gerade so wie Du, es ist geradezu lächerlich, er verkaufte Korn wie Du, und nun soll doch noch ein Unterschied gemacht werden; als ob wir vor unserm Herrgott nicht Alle gleich wären. Mich dünkt, die alte Freundschaft sollte bei dem Geheimrath doch auch mehr gelten als solche dummen Vorurtheile. Aber weißt Du was? Er steht elend unter dem Pantoffel, ja, er wagt nicht zu musen, das ist schändlich. Ich muß gestehen, so etwas könnte ich nicht thun; wenn aus keinem anderen Grunde, so aus dem, daß es albern wäre.“

Während einer ganzen Woche war ihre Laune sehr schlecht; es war um so unangenehmer, da ihr Mann ihr eines Tages vorschlug, den Distriktsvogt zu der großen Gesellschaft einzuladen, welche sie dem Oberkreisdichter zu Ehren veranstalteten.

„Bist Du wahnsinnig? Was fällt Dir ein?“ sagte seine Gattin höchst ungnädig. „Weißt Du was, wir

müssen sie ja dann und wann bei uns sehen, da Du Geschäfte mit ihm hast, aber die Oberkreisdichterin würde es uns niemals vergeben, wenn wir ihr die einfache Frau vorstellten. Gott mag wissen, wie er dazu gekommen ist, solch ein Bauerntölpchen zu heirathen! Ich sage Dir, ich übernehme die Verantwortung für etwas so Taktloses in meinem Hause nicht.“

Und die Frau maß ihren Gatten mit einem Blicke, den er nur allzu gut kannte. Dieser Blick sagte ihm, daß er sich niemals an den Taft und die Etikette gewöhnen könne, welche sie von ihrer Mutter, die die Tochter einer ruinirten Offizierswitwe war, geerbt hatte. Notabene hatte die Mutter sich nur aus Noth mit einem wohlhabenden Handwerker verheirathet.

Der Distriktsvogt hatte gerade an diesem Morgen die Klagen seiner Frau anhören müssen.

„Die dumme Gans“, sagte sie, „ist es vielleicht besser, Kaufmannsfrau zu sein als Beamtenfrau? Denn Beamter bist Du nun doch einmal. Ich kann mich noch des Tages erinnern, wo ihre Mutter auf dem besten Wege war zu verhungern; damals, als sie Lehrerin an der Zahlschule war, die ich besuchte.“

Und der Distriktsvogt saß auf dem Bureau und sann über all die unbegreifliche Ungleichheit auf dieser Welt nach. Wie dumm einzelne Menschen doch waren. Seine Frau hatte vollkommen Recht; diese Ungerechtigkeiten und Kränkungen verletzten auch ihn tief. Aber Gott sei Dank, er dachte nur immer an den inneren Werth und die Tüchtigkeit eines Menschen.

Da meldete der Schreiber, daß die beiden Förster draußen seien und mit dem Herrn Distriktsvogt zu sprechen wünschten. Denn es war jetzt wirklich ein Förster auf dem gräßlichen Güte angestellt worden.

Der alte Förster erlebte vor Kränkung, als er, der schon seit elf langen Jahren mit dem Distriktsvogt verhandelte, nun draußen im Vorzimmer stehen und warten mußte, während der neugebackene, junge, gräßliche Förster eingelassen wurde.

Und dann hörte er, wie dem neuen Manne ein Stuhl hingerrückt wurde und man in verbindlichen, höflichen Ausdrücken mit ihm sprach, während er selbst, als er endlich eingelassen wurde, stehen mußte und mit den gewöhnlichen, herablassenden Worten abgefertigt wurde, diesmal vielleicht gar noch mit einem Anstrich von Verdrießlichkeit.

Als er heimkam, erfuhr ich, welche ein grohartiger Narr der Distriktsvogt stets gewesen.

Es war dazulich zu sehen, daß er Lust hatte, seine Erbitterung an einem oder dem andern auszulassen; und nun traf es den treuen Phylax, der ihm unglücklicherweise in den Weg kam, als er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging.

Phylax wurde mit einem sehr ungnädigen Fußtritt zur Thüre hinausgestoßen.

Ich habe bereits konstatiert, daß Phylax ein sehr intelligenter Hund war. Er wußte sehr wohl, daß so etwas wie das eben Geschehene nur vorkommen konnte, wenn er sich entweder etwas hatte zu schulden kommen lassen oder wenn der Förster betrunken war.

Er sah ein, daß dieses Mal jedoch keins von beiden der Fall war. Aber er war mit im Vorzimmer des Distriktsvogtes gewesen, er hatte die Hosen des neuen Försters beschmüffelt und gefunden, daß sie vornehm rochen und nachher hatte er fortwährend die Rienen seines Herrn beobachtet. Ihm war also alles klar.

Das Geheul, welches Phylax ausstieß, als er hinausgestoßen wurde, rief inzwischen zwei andere Hunde herbei, welche gleich draußen auf der Landstraße gestanden und einander mit mißtrauischen Blicken und gesträubtem Fell betrachtet hatten. Jetzt fanden sie sich ein, um Neugierigkeiten zu erfahren.

Der eine dieser Hunde gehörte dem neuen, gräßlichen Förster, der andere war der Pudel des Förstners.

Der intelligente Phylax hatte eine unverdiente Kränkung erlitten, und das schmerzte ihn mehr als der Stiefel des Försters. Als er jedoch zwei fremde Hunde auf seinem eigenen Dominium sah, stürzte er auf den simplen Pudel los und jagte ihn mit der größten Verachtung hinaus.

Hingegen ging er zum gräßlichen Försterhund, und obgleich dieser eigentlich nur Halbblut war, leckte er seinem neuen Gast die Schnauze, was in der Hundewelt noch eine viel größere Höflichkeit ist, als unter den Menschen. Ja, der Hund besaß vollkommen menschliche Intelligenz.

Die Bourgeoisie und die Contre-Revolution

Von Karl Marx.

IV.

Sehen wir nun von dem Programme des Ministeriums der That zu seinen Thaten über.

Mit der Drohung der „verstärkten Staatsmacht“ gegen die „Anarchie“, d. h. gegen die Arbeiterklasse und alle Fraktionen des Bürgerthums, die nicht bei dem Programme des Herrn Hansemann stehen blieben, wurde Ernst gemacht. Man kann sogar sagen, daß mit

Ausnahme der Erhöhung der Rübenzucker- und Branntweinsteuer, diese Reaktion gegen die sogen. Anarchie, d. h. gegen die revolutionäre Bewegung, die einzige ernsthaftige That des Ministeriums der That war.

Eine Menge von Preßprozessen auf Grund des Landrechts oder, in Ermangelung, des Code pénal, zahlreiche Verhaftungen auf derselben „genügenden Grundlage“ (Formel von Auerwald), die Einführung des Konstablerinstituts zu Berlin, wonach auf 2 Häuser 1 Konstabler kam, die polizeilichen Eingriffe in die Affoziationsfreiheit, Loslassen der Soldateska auf übermüthig gewordene Bürger, Loslassen der Bürgerwehr auf übermüthig gewordene Proletarier, beispielsweise Belagerungszustand, alles das lebt noch von der Olympiade Hansemann's her in frischem Gedächtniß. Es bedarf keiner Details.

Kühlwetter resümirte diese Seite der Bestrebungen des Ministeriums der That in seiner Aeußerung: „Ein Staat, der recht frei sein wolle, müsse ein recht großes Polizeipersonal als exekutive Macht haben“, wozu Hansemann selbst die bei ihm stabil gewordene Stoffe murmelte: „Es werde dies auch zur Herstellung des Vertrauens, zur Belebung der darniederliegenden Handelsthätigkeit wesentlich beitragen.“

Unter dem Ministerium der That „stärkten“ sich also die altpreussische Polizei, das Parlet, die Bureaucratie, die Armee — weil im Solde, auch im Dienste der Bourgeoisie, wähnte Hansemann. Genug, sie „stärkten“ sich.

Die Stimmung des Proletariats und der bürgerlichen Demokratie dagegen wird durch ein Faktum charakterisirt. Weil einige Reaktionen, einige Demokraten in Charlottenburg mißhandelten stürmte das Volk das Hotel des Ministerpräsidenten in Berlin. So populär war das Ministerium der That geworden. Am andern Tag schlug Hansemann ein Gesetz gegen die Zusammenrottungen und öffentlichen Versammlungen vor. So schlau intriguirte er gegen die Reaktion.

Die wirkliche, greifbare, populäre Thätigkeit des Ministeriums der That, war also eine rein polizeiliche. In den Augen des Proletariats und der städtischen Demokratie vertrat dies Ministerium und die Vereinbarerversammlung, deren Majorität im Ministerium vertreten war, und die preussische Bourgeoisie, deren Majorität in der Vereinbarerversammlung die Majorität bildete, nichts anderes als den alten, wieder aufgestellten Polizei- und Beamtenstaat. Die Erbitterung gegen die Bourgeoisie war hinzugekommen, weil die Bourgeoisie herrschte und in der Bürgerwehr zu einem integrierenden Theil der Polizei sich herangebildet hatte.

Das war die „Märzerrungenschaft“ in den Augen des Volks, daß auch die liberalen Herren von der Bourgeoisie — polizeiliche Funktionen übernehmen. Also eine verdoppelte Polizei!

Nicht in den Thaten des Ministeriums der That, sondern in seinen organischen Gesetzesvorschlägen tritt es erst hervor, daß es die „Polizei“, den letzten Ausdruck des alten Staats nur im bürgerlichen Interesse „stärkte“ und zu Thaten anspornte. In den von dem Ministerium Hansemann vorgelegten Entwürfen zur Gemeindeordnung, den Geschworenengerichten, dem Bürgerwehrgesetz, ist der Besitz in einer oder der anderen Form stets die Gränze zwischen dem gesetzlichen und dem ungesetzlichen Lande. In allen diesen Gesetzesvorschlägen sind der königlichen Macht zwar die servilsten Konzessionen gemacht, denn nach dieser Seite hin glaubte das bürgerliche Ministerium einen unschädlich gewordenen Bundesgenossen zu besitzen, aber zur Entschädigung tritt die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit desto rücksichtsloser hervor.

Das Bürgerwehrgesetz, das die Vereinbarerversammlung sanktionirt hat, ist gegen die Bourgeoisie selbst gefehert worden und hat den gesetzlichen Vorwand zu ihrer Entwaffnung abgeben müssen. Allerdings sollte es in ihrer Einbildung erst wirksam werden nach Erlaß der Gemeindeordnung und der Promulgation der Verfassung, d. h. nach Befestigung ihrer Herrschaft. Die Erfahrungen, welche die preussische Bourgeoisie mit dem Bürgerwehrgesetz gemacht hat, mögen zu ihrer Aufklärung beitragen, sie mag daraus ersehen, daß sie einstweilen alles, was sie gegen das Volk zu thun meint, nur gegen sich selbst thut.

Für das Volk also resümirte sich das Ministerium Hansemann praktisch in dem altpreussischen Polizeibütheltum, theoretisch in belgisch beleidigenden Untercheidungen zwischen Bourgeois und Nichtbourgeois.

Sehen wir zum anderen Theil des ministeriellen Programms über, zu der Anarchie gegen die Reaktion. Nach dieser Seite hin hat das Ministerium mehr fromme Wünsche als Thaten aufzuweisen.

Zu den frommen bürgerlichen Wünschen gehört der parzellweise Verkauf der Domänen an Privatbesitzer, die Preisgebung des Bankinstituts an die freie Konkurrenz, die Verwandlung der Seehandlung in ein Privatinstitut u. s. w.

Das Ministerium der That hatte das Unglück, daß seine ökonomischen Angriffe gegen die feudale Partei alle unter der Regide der Zwangsanleihe auftraten und seine reformirenden Versuche überhaupt als bloß finanzielle Nothbehelfe zur Füllung der Kasse der erstärkten „Staatsmacht“ in den Augen des Volkes erschienen. Hansemann erntete so den Haß der einen Partei, ohne die Anerkennung der andern zu ernten. Und es läßt sich nicht läugnen, daß er nur da einen ernstern Angriff auf die Feudalprivilegien wagte, wo die dem Finanzminister zu-

nächst liegende „Geldfrage“, wo die Geldfrage im Sinne des Finanzministeriums sich ausdrängte. In diesem engherzigen Sinne rief er den Feudalen zu!

„Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf.“ So trugen selbst seine positiv bürgerlichen Bestrebungen gegen die Feudalen dieselbe polizeiliche Färbung, wie seine negativen Maßregeln zur „Belebung der Handelsthätigkeit“. Die Polizei heißt nämlich in der politischen Ökonomie Fiskus. Die Erhöhung der Rübenzucker- und Branntweinsteuer, die Hansemann bei der Nationalversammlung durchsetzte und zum Gesetz erhob, empörte die Geldbeutel mit Gott für König und Vaterland in Schlesien in den Marken, in Sachsen, in Ost- und Westpreußen u. s. w. Während diese Maßregel aber den Jörn der industriellen Grundeigentümer in den altpreussischen Provinzen heraufbeschwor, erregte sie nicht minderes Mißvergnügen unter den bürgerlichen Branntweinbrennern der Rheinprovinz, die sich dadurch in noch ungünstigere Konkurrenzbedingungen den altpreussischen Provinzen gegenüber versetzt sahen. Und um das Maß voll zu machen, verbitterte sie die Arbeiterklasse der alten Provinzen, für die sie nichts bedeutete und nichts bedeuten konnte, als Vertheuerung eines unentbehrlichen Lebensmittels. Es blieb also nichts von dieser Maßregel übrig als Fällung der Kasse der „gestärkten Staatsmacht!“ Und dies Beispiel genügt, denn — es ist die einzige That des Ministeriums der That gegen die Feudalen, die wirklich zur That, der einzige Gesetzesvorschlag in dieser Richtung, der wirklich zum Gesetz wurde.

Hansemann's „Vorschläge“ wegen Aufhebung der Klassen- und Grundsteuerbefreiungen, wie sein Projekt einer Einkommensteuer, rief Tarantelstänze unter den Grundherrlichen Schwärmern für „Gott, König und Vaterland“ hervor. Sie vertrieben ihn als — Kommunisten und noch heute bekreuzt sich dreimal die preussische Kreuzritterin bei Nennung des Namens — Hansemann. Er klingt ihr wie Fra Diavolo. Die Aufhebung der Grundsteuerbefreiung, die einzige bedeutende Maßregel, die während der Herrlichkeit der Vereinbarerversammlung von einem preussischen Minister vorgeschlagen wurde, sie scheiterte an der prinzipiellen Bornirtheit der Linken. Und Hansemann selbst hatte diese Bornirtheit berechtigt. Sollte die Linke dem Ministerium der „gestärkten Staatsmacht“ neue finanzielle Hilfsquellen eröffnen, bevor die Verfassung fabrizirt und beschworen war?

So unglücklich war das bürgerliche Ministerium par excellence, daß seine radikalste Maßregel durch die radikalen Glieder der Vereinbarerversammlung paralytirt werden mußte. So dürftig war es, daß sein ganzer Kreuzzug gegen die Feudalität sich in eine Steuererhöhung verließ, allen Klassen gleich gehässig und daß sein ganzer finanzieller Scharfsinn in einer Zwangsanleihe abortirte. Zwei Maßregeln, die schließlich nur Subsidien zu dem Feldzuge der Kontrerevolution gegen die Bourgeoisie selbst verschafften. Die Feudalen aber hatten sich von den „böswilligen“ Absichten des bürgerlichen Ministeriums überzeugt. So bewährte sich selbst in dem finanziellen Kampfe der preussischen Bourgeoisie gegen den Feudalismus, daß sie in ihrer unpopulären Ohnmacht Geld sogar nur gegen sich selbst einzutreiben wußte, und — meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!

Wie es dem bürgerlichen Ministerium gelungen war, das städtische Proletariat, die bürgerliche Demokratie und die Feudalen gleichmäßig gegen sich zu erbittern, so wußte es selbst die vom Feudalismus unterjochte Bauernklasse sich zu entfremden und zu verfeinden, aus Eirigkeit darin unterstützt von der Vereinbarerversammlung. Man vergesse überhaupt nicht, daß während der Hälfte ihrer Lebensfrist diese Versammlung in dem Ministerium Hansemann ihren sachgemäßen Repräsentanten fand und daß die bürgerlichen Märtyrer von heute, Hansemann's Schleppträger von gestern waren.

Der unter Hansemann durch Patow vorgelegte Entwurf zur Befreiung von den Feudallasten war das jämmerlichste Machwerk ohnmächtigen bürgerlichen Geistes, die Feudalprivilegien, diese mit der „neuen Staatsverfassung unverträglichen Verhältnisse“ abzuschaffen, und bürgerlicher Angst, sich revolutionär an irgend einer Sorte des Eigenthums zu vergreifen. Der jämmerliche, bange, engherzige Egoismus verblendete die preussische Bourgeoisie in dem Grade, daß sie ihren nothwendigen Bundesgenossen — die Bauernklasse — von sich zurückstieß.

Am 3. Juni stellte der Abgeordnete Hanow den Antrag, „daß alle schwebenden Verhandlungen behufs der Auseinandersetzung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse und behufs der Dienstablösungen bis zum Erlasse eines neuen, auf billigen Grundsätzen gebanten Gesetzes über diese Angelegenheit sogleich auf einseitigen Antrag eingestellt werden möchten.“

Und erst Ende September, also 4 Monate später, unter dem Ministerium Pfiel, nahm die Vereinbarerversammlung den Gesetzesentwurf wegen Sistirung der ob-schwebenden gutsherrlich-bäuerlichen Verhandlungen an, nachdem sie alle liberalen Amendements verworfen und es beim „Vorbehalt interimistischer Fesslungen der laufenden Leistungen“, wie der „Beitreibung der streitigen Abgaben und der Rückstände“ belassen hatte.

Im August, wenn wir nicht irren, erkannte die Vereinbarerversammlung Kenzies's Antrag auf „sofortige Aufhebung der Robotdienste für nicht dringlich“ — und die Bauern hätten es als dringlich erkennen sollen, sich für dieselbe Vereinbarerversammlung

zu schlagen, die sie hinter den faktischen Zustand, den sie nach dem März erobert hatten, zurückschleuderte!

Die französische Bourgeoisie begann mit der Befreiung der Bauern. Mit den Bauern eroberte sie ganz Europa. Die preussische Bourgeoisie war so sehr in ihren engsten, nächstliegenden Interessen befangen, daß sie selbst diesen Bundesgenossen versicherzte und zu einem Werkzeuge in der Hand der feudalen Kontrerevolution machte.

Die offizielle Geschichte von der Auflösung des Bürgerministeriums ist bekannt.

Unter seinen Fittichen war die „Staatsmacht“ so weit „erstarrt“, die Volksenergie so weit niedergedrückt, daß die Dioskuren Kühlwetter-Hansemann schon am 15. Juli eine Ermahnung an sämtliche Regierungspräsidenten der Monarchie gegen die reaktionären Umtriebe der Verwaltungsbeamten, speziell der Landräthe, erlassen mußte, daß später eine „Versammlung des Adels und der großen Gutsbesitzer zum Schutze“ ihrer Privilegien neben der Vereinbarerversammlung in Berlin tagte, daß endlich der sogenannten Nationalversammlung gegenüber ein aus dem Mittelalter überkommener „Kommunal-Landtag zur Wahrung der bedrohten Eigenthumsrechte des Grundbesitzes“ in der Oberlausitz auf den 4. September sich zusammenberief.

Die Energie, welche Regierung und sogenannte Nationalversammlung gegen diese immer bedrohlicher werdenden kontrerevolutionären Symptome aufbot, äußerte sich angemessen in papierenen Ermahnungen. Bayonette, Kugeln, Gefängnisse und Büttel hatte das Bürgerministerium nur für das Volk „zur Herstellung des gestörten Vertrauens und zur Belebung der Handelsthätigkeit.“

Die Vorfälle zu Schweidnitz, wo die Soldateska direkt die Bourgeoisie in der Bürgerwehr meuchelmordete, erweckten endlich die Nationalversammlung aus ihrer Apathie. Am 9. August raffte sie sich zu einer Heldenthat auf, zu dem Stein-Schulze'schen Armeebefehl, dessen leichtes Zwangsmittel das Jartgefühl der preussischen Offiziere war. Welch' ein Zwangsmittel! Und verbot die royalistische Ehre den Offizieren nicht, auf die bürgerliche Ehre zu hören?

Einem Monat, nachdem die Vereinbarerversammlung den Stein-Schulze'schen Armeebefehl gefaßt hatte, am 7. September beschloß sie abermals, daß ihr Beschluß ein wirklicher Beschluß und von den Ministern ausgeführt werden müsse. Hansemann weigerte sich und dankte ab am 11. September, nachdem er sich selbst zum Bankdirektor mit 6000 Thlr. jährlichem Gehalt ernannt hatte, denn — meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf. Am 26. September endlich nahm die Vereinbarerversammlung dankbar aus Pfiel's Munde die gänzlich abgeschwächte Anerkennungsformel des Stein-Schulze'schen Armeebefehls entgegen, der unter dessen durch den parallel laufenden Wrangel'schen Armeebefehl und die um Berlin konzentrirten Truppenmassen zu einem schlechten Witz herabgesunken war.

Man braucht die eben gegebenen Daten und die Geschichte des Stein-Schulze'schen Armeebefehls nur mit einem Blicke zu übersiegen und man überzeugt sich, daß jener Armeebefehl nicht der wirkliche Grund von Hansemann's Abdankung war. Hansemann, der vor der Anerkennung der Revolution nicht zurückschauderte, hätte vor jener papierenen Proklamation zurückschauern sollen? Hansemann, der das Portefeuille jedesmal wieder aufhob, so oft es ihm entfallen war, hätte es diesmal aus viermännischer Gereiztheit auf der Ministerbank zum Ausgebot liegen lassen sollen? Nein, unser Hansemann ist kein Schwärmer! Hansemann wurde einfach düpirt, wie er überhaupt die düpirt Bourgeoisie darstellte. Man ließ ihn glauben, die Krone werde ihn unter keinen Umständen fallen lassen. Man ließ ihn den letzten Schein der Popularität verlieren, um ihn endlich den Rancänen der Krattjunker hinopfern und sich von der bürgerlichen Vormundschaft befreien zu können. Ueberdem erforderte der mit Rußland und Oesterreich verabredete Feldzugsplan einen von der Kamarilla außer der Vereinbarerversammlung ernannten General an der Spitze des Kabinetts. Unter dem Bürgerministerium war die alte „Staatsmacht“ hinreichend „erstarrt“, um diesen Coup wagen zu dürfen.

Man täuschte sich in Pfiel. Der Sieg der Kroaten zu Wien machte selbst einen Brandenburg zu einem brauchbaren Werkzeuge.

Unter dem Ministerium Brandenburg wurde die Vereinbarerversammlung schmähtlich auseinander gejagt, gefoppt, verhöhnt, gedemüthigt, verfolgt und das Volk blieb gleichgiltig im entscheidenden Augenblicke. Ihre Niederlage war die Niederlage der preussischen Bourgeoisie, der Konstitutionellen, also ein Sieg der demokratischen Partei, wie theuer diese den Sieg auch bezahlen mußte.

Aber die oktroyirte Verfassung?

Einst hieß es, nie werde ein „Stück Papier“ sich zwischen den König und sein Volk drängen. Jetzt heißt es: Nur ein Stück Papier soll sich zwischen den König und sein Volk drängen. Die wirkliche Verfassung Preußens ist der — Belagerungszustand. Die oktroyirte französische Verfassung enthielt nur einen § 14, der sie aufhob. Jeder Paragraph der oktroyirten preussischen Verfassung ist ein § 14.

Die Krone oktroyirt durch diese Verfassung neue Privilegien — nämlich sich selbst.

Sie giebt sich selbst frei, die Kammern in indefinitum aufzulösen. Sie giebt den Ministern frei, in der Zwischen-

zeit beliebige Befehle (auch über Eigenthum u. dgl.) zu erlassen. Sie giebt den Deputirten frei, die Minister deswegen anzuklagen, auf die Gefahr hin, als „innere Feinde“ in Belagerungsstand erklärt zu werden. Sie giebt endlich sich selbst frei, wenn im Frühling die Aktien der Kontre-Revolution hoch stehen, um die Stelle dieses in der Luft schwebenden „Stück Papiers“ eine aus dem mittelalterlichen Ständeunterchieden organisch herauswachsende christlich-germanische Magna-Charta zu setzen oder das Verfassungsspiel überhaupt aufzugeben. Selbst in dem letzten Falle würde der konservative Theil der Bourgeoisie die Hände falten und beten:

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

Die Geschichte des preussischen Bürgerthums, wie überhaupt des deutschen Bürgerthums von März bis Dezember beweist, daß in Deutschland eine rein bürgerliche Revolution und die Gründung der Bourgeois-herrschaft unter der Form der konstitutionellen Monarchie unmöglich, daß nur die feudale absolutistische Kontrerevolution möglich ist oder die sozialrepublikanische Revolution.

Daß aber selbst der lebensfähige Theil der Bourgeoisie wieder aus seiner Apathie erwachen muß, dafür bürgt uns vor allem die Monstrrechnung, womit die Kontrerevolution ihn im Frühling überraschen wird und — wie unser Hansemann so sinnig sagt:

Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!

Bei Mama*)

von
Arne Garborg.

J. T. Norwegens Dichter mehrten sich in letzter Zeit. Der kleine nordische Staat, der im politischen Konzert sich schweigend erweist, von dem die Diplomatie wenig berichtet, wenn die Großthaten über den Dreibund und das europäische Gleichgewicht verhandelt werden, er hat den Kulturländern in kurzer Zeit eine Reihe großer Dichtercharaktere geschenkt.

Wenn diese Dichter das nordische Leben schildern, so beruhigen sich die Philister unseres Volkes, pharisaisch blicken sie zum Himmel und rufen aus „Dank dem Himmel, daß wir nicht sind wie jene.“ Thorheit, wir sind so wie jene, unsere gesellschaftlichen Einrichtungen sind dieselben wie in Norwegen, das Alte verfällt bei uns und das Neue entfaltet sich, ebenso wie in Norwegen.

Mit Arne Garborg hat die nordische Dichterschaa einen entscheidenden Schritt gethan, sie hat dem Naturalismus den Humor geboren. Es ist freilich ein wehmüthiges Nachen, das der Dichter in seinem jüngsten Werke anstimmt, traurig ist sein Witz, den er an der moralischen Verkommenheit übt, die das Bestreben zeigt, den Schmutz im Inneren durch schönen Schein, durch glatte Lügen die grauenerregende Wahrheit zu verhallen. Er schildert in seinem Werke die Jugendzeit eines frischen, aufgeweckten Mädchens. Die Mutter ist von ihrem anscheinenden Manne elend behandelt worden. Weil sie es nicht dulden wollte, daß er mit ihrem Dienstmädchen geschlechtlich verkehrte, hat er sie beinahe in der Nacht erwürgt. Sie werden geschieden, die beiden ältesten Kinder werden zu seiner Geliebten gebracht, das jüngste bleibt bei ihr. — „Natürlich“, rufen die Vertreter der heutigen Gesellschaft in der Dichtkunst, „wieder schildert der Verfasser den Schmutz!“ Den Schmutz der Gesellschaft! Man verfolge doch die Ehescheidungsprozesse in unserem Lande — sie geben uns genaue Kenntniß, wie es in Wahrheit mit der Familie, dieser Stütze des Staates und der Gesellschaft, steht! Die kleine Fanny wird von der Mutter erzogen, die Mutter muß arbeiten, nähen, und Tag und Nacht quält sie der Gedanke, ihrem Kinde eine gute Erziehung zu geben; damit sie einmal eine gute Parthie macht. Sie selbst altert früh. Das Kind wird eigenmächtig verhätschelt von der ganz Stadt, weil es so kluge Augen hat, so altkluge Antworten giebt. Die ganze, verkehrte Erziehungsweise geißelt Garborg in einer Reihe von Miniaturbildern. Man redet den Kindern vor, der Storch hätte sie gebracht, doch schon im siebenten Jahre hört sie von Aechten und Mägden die Wahrheit. Sie erzählt ihren Freundinnen davon, die sich über die „Unanständigkeit“ empören und — immer neue Geschichten verlangen. Die kindliche Phantasie legt sich die geschlechtlichen Dinge zurecht, wie sie es nach ihren Erfahrungen kann, und je mangelhafter die Erfahrungen sind, je weniger die paar aufgegriffenen Worte den Schleier lüften, desto lässlicher und erregter werden die Bilder. Kein Wunder, daß durch das geheimnißvolle Verschweigen die Leidenschaft gefördert wird, die sexuellen Nerven gereizt werden. Welch' ein Hohn auf unsere Erziehungsmethode, die durch die Trennung der Geschlechter die geschlechtlichen Empfindungen nicht wecken will und grade das Umgekehrte erreicht, was sie erstrebt!

Aber in unserer moralischen Gesellschaft giebt es noch liebe und gute Menschen, welche einen so lebhaften Wahrheitsdrang haben, daß sie diese mangelhafte Erziehung repariren. Den jungen Mädchen zeigt ein lieber, guter Herr, ein Professor, eine zoologische Sammlung, ausgestopfter Thiere, und ladet sie ein, wiederzukommen. Und als Fanny einmal allein wieder kommt — sie ist

schon ein großes Mädchen, etwa dreizehn Jahre alt — da entnimmt er einer Figur ein sonderbares Ding.

„Was ist denn das?“

„Das ist eine Gebärmutter, mein Kind.“

Und dann legte er den Arm um ihre Taille und sagte ihr noch andere Dinge — Fanny war dem Weinen nahe — sie entfloß — der liebe, alte Herr!

Fanny wird konfirmirt. Da drängen sich um das hübsche, kluge, frische Mädchen auch die Freier. Einem langweiligen Kollektnehmer, dessen Ideal eine gute Speise ist, behagt das Mädchen. Er wird abgewiesen. Mama wird böse, Fanny ist alt genug — wenn sie zu stolz ist zu heirathen, dann sollte sie etwas verdienen. Verdienen, das ist ja der Lebenszweck des modernen Menschen. Und nun beginnt ein Jammerleben. Zuerst bei den Schwestern als Kinderwärterin — sie muß doch etwas verdienen! Dann als Ladenmädchen bei einem Konditor, den Zubringlichkeiten des Chefs und des ersten Gefellen ausgelegt — sie muß doch etwas verdienen! Dann in einem Geschäft, von Morgens bis zum Abend stehen, auf Kunden lauern, stets dieselben Menschen, stets die gleichen langweiligen Gesichter, und als Abwechslung die Anträge der Herren, die ja immer dasselbe wollen, immer dasselbe. Und zu allem das Reizen der im Elend nervös gewordenen Mutter, das Zetern der Schwestern, die ganze ersüßende, kleinbürgerliche Lust. — Zuerst trägt sie sich mit großen Ideen — sie will zum Theater, aber es fehlt ihr an Geld für den Unterricht und ehe sie sich ein paar Thaler gespart, wird sie zu alt. Sie wird fromm und geht in eine Methodistengemeinde; der allverehrte Führer der Gemeinde verlangt von ihr dasselbe wie die „anderen Herren“. Sie geht in den Arbeiterverein von Christiania — endlich, dort findet sie Menschen, die andere Bestrebungen hatten, Politik, das Glück des Volkes — dort war ihr Platz. Man hatte die Frau beschmutzt, verdorben, benützt, dort sollte sie als gleichberechtigte Genossin geachtet werden. — Da läßt ihr der Chef des Hauses durch den ersten Kommiss mittheilen, daß seine Kunden diese Besuche in den Arbeiterverein übel vermerkt hätten, sie giebt nach, sie wird nicht mehr in den Verein gehen. Jetzt kommen die inneren Kämpfe. Sollte sie wirklich ihr Leben im Laden verbringen, gab es denn gar keine Möglichkeit, dem Zwinger des Verdienens zu entinnen? Nein keine — nur ein Weg, der in die Gasse führte. Ah, da ist der Frühling — alle Leute ziehen aufs Land, sie, das junge, hübsche, üppige Mädchen bleibt zurück in dem langweiligen Nest! O, das ist ein Menschenleben! Sie wird krank; die Ueberanstrengung und der unbefriedigte Geschlechtstrieb verursachen ein Frauenleiden. Der Arzt erklärt ihr cynisch, daß die Heirath die einzige Medizin für sie ist. — Sie giebt ihre Stellung auf, um Lehrerin zu werden. Allerdings, sie hat weniger zu thun, aber sie muß den kleinen Lügen heibringen, sie Dinge lehren, sie in Dingen unterweisen, die sie selbst verachtet. Und so lebt sie, nein sie vegetirt dahin. Da macht sie wieder die Bekanntschaft eines Mannes; ihm vertraut sie ganz, er ist ein wahrer Genosse, durchtränkt von modernen Ideen. Durch ihn erfährt sie, daß man an ihre Jungfräulichkeit nicht glaubt, daß die Zutraulichkeit, mit der sie Freundschaften mit Männern anknüpft, ihr als Buhlerei ausgelegt wurde, daß man sie mit allen ihren Freunden in Verdacht hat, ihr zumuthet, daß sie aus den Händen des einen in die Hände des anderen übergegangen war. Also alle ihre Kämpfe waren umsonst — die Gesellschaft, die den geschlechtlichen Verkehr zwischen Unverheiratheten verbietet, glaubt selbst nicht daran, daß diese Gesetze gehalten werden! — Und ihr Freund, ihr Genosse, er macht ihr den Antrag, mit ihm alles zu theilen, was er besitzt, mit ihm zusammenzuwohnen. — Das giebt ihr den Rest. Ihre Anständigkeit empört sich, ist stärker als ihre Liebe. Sie stößt ihn zurück, eilt nach Haus. Eine heftige Krankheit ist die Folge. Da erhält sie von ihrem Genossen die Anzeige, daß er eine vermögende Frau heirathen wolle — er rathe ihr, dasselbe zu thun. Und so macht sie denn der Misere ein Ende, sie heirathet den Kollektnehmer, der zehn Jahre lang gewartet hat. Man kann sich ja schließlich das Leben nehmen, denkt Fanny. Hiermit schließt Arne Garborg sein Buch.

Sie wird sich nicht tödten. Das wäre ja ein tragischer, dramatischer Abschluß der Leidensgeschichte. Und in der Wirklichkeit giebt es keine dramatischen Abschlüsse. Aber eine bleischwere, graue Langeweile umgiebt uns und tödtet alles Große. Das wirtschaftliche Elend, der Zwang zu verdienen, lastet auf uns und schmettert die Entwürfe der Jugend nieder. Fanny wird sich nicht tödten — dazu gehört Ruth, ein gewisser tollkühner Wahnsinn, den wenige besitzen, sie wird heirathen, Kinder gebären und schließlich über die Schwächen ihrer Jugend lachen.

— Gehört Arne Garborg zu den großen Geistern, ist er ein Dichter? Wenn Jemand die herrschenden Zustände so klar durchschaut, wenn Jemand die seelischen Zustände unserer Zeitgenossen so scharf zergliedern kann, wenn Jemand es versteht, die Gestalten so lebenswahr und echt vorzuführen, daß wir sie mit unsern Händen zu packen vermeinen wie Garborg, dann ist er ein Dichter. Jede große Dichtung wirkt wie ein Erlebnis. Und Jeder, der „Bei Mama“ gelesen hat, er hat vor seinem geistigen Auge das Leben eines Mädchens vorbeiziehen sehen, alle Schicksale dieses Mädchens vorbeiziehen sehen, alle Schicksale dieses Mädchens selbst erlebt. Arne Garborg ist darum ein großer Dichter und da er noch jung ist, können wir noch viele große und bedeutende Werke von ihm erwarten.

Zum Kapitel von der Heiligkeit der Ehe.

In allen Großstädten Europas und Amerikas giebt es eine bedeutende Anzahl von „Detectives“, deren Mission fast ausschließlich darin besteht, Beweise für gesetzliche Ehescheidungen zu sammeln. Ist eine wohlhabende Dame oder ein prominenter Herr des Ehelebens müde und will er oder sie der „freien Liebe“ fröhnen, so macht man die Geschichte einfach so:

Die Gattin, welche des alten Mannes und der Eintönigkeit des Ehelebens satt ist, oder der Gatte, welcher sich seine Ehehälft aus irgend einem Grunde vom Halbe schaffen will, setzt sich mit einem „Detective“ in Verbindung. Dieser hat die andere Ehehälft so lange zu überwachen, bis er genügend „Beweise und Scheidungsgründe“ gesammelt hat, die hinreichen, um eine Ehescheidung durchzusetzen.

So wird jetzt ein hübsches Geschichtchen von einer reichen Familie in K. erzählt. Der Gatte war ein bekannter Geschäftsmann und ein noch bekannteres Mitglied der verschiedenen „Klubs der Edelsten“. Die Gattin war ein lebenslustiges Täubchen, das sich scheinbar in einen oder mehrere ihrer Familienfreunde vernarrt hatte. Das Verhältnis, welches sie mit diesen Herren unterhielt, war bisher das zärtlichste von der Welt, aber ein geheimes. In geheimer Weise einem Vergnügen fröhnen, geht aber immer noch eine gewisse Beschränkung der persönlichen Freiheit voraus und ist gleichbedeutend mit dem Verlust eines Theiles des Vergnügens selbst. Die lebenslustige Ehegattin wollte nun geschieden sein, um ihren individuellen Reigungen gegenüber dem ihr so theuer gewordenen Herrn freien Spielraum zu lassen.

Um sich aber scheiden zu lassen, muß man Scheidungsgründe haben. Diese lagen in dem vorliegenden Falle nicht vor, und sie sah sich daher veranlaßt, einen „Detective“ ins Vertrauen zu nehmen, der mit der Sammlung von Beweisen begann.

Welcher Art sollen nun die Beweise sein? dies war die erste Frage des „Detectives“. Nun, da nimmt man eben an, der Gatte sei untreu geworden.

Der „Detective“, welcher den Gatten noch niemals zu Gesicht bekommen hatte, macht sich nun daran, die Untreue desselben zu beweisen. Er bekommt einen bestimmten Wochenlohn und außerdem erhält er noch eine Vergütung aller außergewöhnlichen Unkosten und Auslagen. Der Gatte wird nun auf Schritt und Tritt überwacht — im Klub, im Geschäft, im Theater und auf Spaziergängen. Schließlich fängt er sich unsicher und nimmt sich besser in Acht. Er unternimmt sogar Reisen, was aber die zurückgebliebene Gattin nicht davon abhält, den „Detective“ nachzuschicken.

Zwei Monate sind unterdessen verstrichen und der „Detective“ ist noch immer an der Arbeit, erhält noch immer regelmäßig seinen Wochenlohn und bekommt seine außergewöhnlichen Auslagen vergütet.

Um die Auftraggeberin nicht in eine peinliche Ungeduld zu versetzen, berichtet er von Zeit zu Zeit, wie er ihren Gatten in Gesellschaft von Damen gesehen habe, doch bliebe die Ausfindigmachung von deren Namen noch ein Werk der Zukunft. Endlich gelingt es, die genügenden Scheidungsgründe zu sammeln und die Scheidungsklage einzureichen.

Der hübschen, lebenslustigen Frau handelt es sich nicht nur darum, den Gatten loszuwerden, sondern auch einen Theil von dessen Reichthum in die Finger zu bekommen. Der Gatte weiß dies sehr genau. Schon seit Wochen hat er gleichfalls seine „Detectives“ an der Arbeit; die Gattin, welche ihn überwachen ließ, wurde noch zehnmal strenger überwacht, als er. Es stellte sich nun heraus, daß sie gleichfalls nichts von jener Tugend gewahrt hatte, welche gute Christen mit dem Namen Keuschheit belegen.

Die Scheidungsklage wurde eingereicht und die Gattin hatte die beste Aussicht, ihren Gatten, aber zugleich auch ihren ganzen Antheil am Familienvermögen zu verlieren. Was thun? Die Ehe war gebrochen, nicht bloß von ihrer, sondern auch von seiner Seite aus, und ihnen beiden wäre es natürlich lieb gewesen, wenn ihre kleinen Sünden nicht an die Öffentlichkeit kämen. Man entschloß sich endlich, im Stillen ein Uebereinkommen zu treffen, wonach die Klage fallen gelassen und die Klägerin mit einem gewissen Antheil am Vermögen abgefunden wurde. Im Uebrigen konnte er und sie thun, was ihnen beliebte. Daß bei dieser Transaktion Richter und Advolaten die Hände im Spiel hatten und dabei nicht leer ausgingen, ist selbstverständlich. Die besten Geschäfte aber scheinen die „Detectives“ gemacht zu haben, die nahezu drei Monate ausschließlich damit beschäftigt waren, Beweise und Gegenbeweise zu sammeln.

Eine solche Unmoral sollte man doch garnicht für möglich halten, nicht wahr? Wie ist es nur möglich, daß Leute so unmoralisch werden können! Die müssen doch sehr schlechten Umgang gehabt haben! Oder vielleicht waren sie auf die unschuldsmordende „Verl. Volkstribüne“ abonniert und haben unsere zweimal konfiszierte Novelle „Albertine“ gelesen? Das wäre denkbar, denn es ist ja bekannt, daß die Sozialdemokraten der Heiligkeit der Ehe nicht grün sind, und wenn sie es nicht anders können, so gehen sie ihr vielleicht so zu Leibe, daß sie die Leute durch unsittliche Schriften verderben!

Aber Gott sei Dank, noch giebt es eine Polizei, welche diesen Botschwestern ihr Handwerk legt!

*) Verlag von E. Fischer, Berlin 1891.

Der Zinsfuß im Alterthum.

Die ungemeine Höhe des antiken Zinsfußes ist eine in die Augen springende Erscheinung. „Zwölf bis achtzehn von Hundert, sagt Bösch, scheint der gewöhnliche Zins in Athen gewesen zu sein.“ Die atheniensischen Zustände sind aber typisch für das gesammte Alterthum. Man hat dafür die mannigfachen Ursachen angegeben. Sie reichen aber alle nicht aus. Das Verhältniß von Begehr zu Angebot kann wohl temporäre Schwankungen in dem hohen oder niedrigen Zinsfuß eines Landes hervorbringen, niemals aber diesen selbst erklären; die geringe Achtung der damaligen Staatsgewalten vor dem Eigenthum trifft ungeliebtes Eigenthum so gut wie geliebtes und kann sonach den Zinsfuß auch nicht beeinflussen. Und so weiter. Der Grund muß tiefer liegen.

Sehen wir von den Fällen ab, wo der Zins den Charakter einer Assekuranz-Prämie annimmt, so richtet sich die Höhe des Zinsfußes regelmäßig nach dem Gewinne, den die geliebte Werthsumme ermöglicht. Je höher oder niedriger der Gewinn ist, desto höher oder niedriger muß auch der Zinsfuß sein. Wenn derselbe 16 pCt. betrug, so mußten die Gewinne, die mit gleicher Summe im eigenen Erwerbe zu machen waren, noch weit mehr betragen. Der Gewinn ist das Verhältniß der aufgewendeten Kosten zu dem erzielten Ertrage.

Bei der heutigen Gestaltung der Produktion, in welcher die Einen, die Arbeiter, das Rational-Produkt von Anfang bis zu Ende produziren, während es den Anderen, den Besitzern, von Anfang bis zu Ende gehört, in welcher dementsprechend das Rational-Einkommen in Lohn und Rente, die Rente überdies wieder nach der Verschiedenheit des Besitzes als Grund- und Kapitalbesitz in Grund- und Kapitalrente zerfällt, ist Dasjenige, was man heute den „Gewinn in Handel und Gewerbe“ nennt, der Ertrag, lediglich der dem Besitzer der Fabrikationsmittel zufallende Rententheil. Die Kosten bestehen einmal in den zur Fabrikation erforderlichen Werkzeugen, dann in dem Arbeitslohn, endlich in

dem Material. Das Material ist aber das Rohprodukt selbst, kostet sonach wieder einmal die Abnutzung der zur Rohproduktion erforderlichen Werkzeuge, dann den Arbeitslohn, endlich den Gewinn des landwirthschaftlichen Kapitals und die Grundrente.

Anders stellt sich die Sache in der antiken Wirthschaft. Diese kennt einmal den Unterschied zwischen Besitz und Arbeit nicht. Sklaven, welche die Arbeit verrichten, gehören selbst zum Besitz, so gut wie unser Zugvieh. Demnach gab es natürlich auch keinen Gegensatz zwischen Lohn und Rente. Alles Einkommen war nur Einkommen aus Besitz, Rente. Der Unterhalt der Sklaven war Futter, nicht Lohn. Dann verschwindet der Unterschied zwischen Grund- und Kapitalbesitz: es gab nur Dikensbesitz. Der Fabrikationsprozeß wurde im Eigenthum des Rohproduktbesitzers selbst zu Ende geführt. Die Rente zerfiel demnach nicht in einen auf das Rohprodukt und einen auf das Fabrikationsprodukt fallenden Rententheil: es gab nur eine ungetheilte Gesamtrente. Demgemäß war der Gewinn in Handel und Gewerbe, der Ertrag, die auf den Besitz des Gesamtprodukts fallende Gesamtrente. Die Kosten bestanden in den zur Gesamtproduktion erforderlichen Werkzeugen und in dem ausgelegten Sklavenfutter. Der Materialwerth, der in den heutigen Kosten eine so erhebliche Rolle spielt, mangelt gänzlich. Denn gerade so wie der Landwirth, in dessen Besitz sowohl geschnitten wie gedroschen wird, nimmermehr das Produkt des Schnitters, die Garbe als Material zu den Kosten des Dreschens rechnen wird, sah der antike Dikensbesitzer, in dessen Besitz der ganze Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende vor sich ging, in dem Material niemals eine Auslage, immer nur ein „freies Geschenk der Natur“.

Die Proportion, die den modernen Gewinn abgiebt, besteht also in dem Verhältniß eines Rententheils zu einer Aufwandssumme, die nicht bloß den Werth der zur Fabrikation erforderlichen Löhne und Werkzeuge,

sondern auch, weil sie noch Material einschließt, und der Werth des Materials der vollständige Werth des Rohprodukts ist, außer dem Werth der Löhne und Werkzeuge der Rohproduktion noch den des auf das Rohprodukt fallenden Rententheils begreift. Die Proportion hingegen, die den antiken Gewinn abgiebt, besteht in dem Verhältniß der Gesamtrente zu einer Aufwandssumme, die nur den Werth der Löhne (wenn wir das Futter so nennen) und Werkzeuge der Gesamtproduktion, der Fabrikation und Rohproduktion, enthält. Der Dividendus ist also hier bedeutend größer, der Divisor sogar noch kleiner, was Wunder, daß der Quotient so ungemein viel höher ist?

Die Höhe des Zinsfußes, der ja dem Gewinnjage immer in einem bestimmten Abstände folgt, ist daraus leicht zu begreifen. Ein Beispiel wird es noch deutlicher versinnlichen. Nehmen wir den Werth des Rohprodukts und des Fabrikationsprodukts je = 10 an, Arbeitslöhne und Werkzeuge je = 8. Der moderne Gewinn ist dann das Verhältniß der Kapitalrente = 2 zu Arbeitslöhnen und Werkzeugen der Fabrikation = 8 mehr dem vollen Werthe des Rohprodukts = 10. Also 2 : 8, etwas über 11 Prozent, dem ein Zinsfuß von 5-6 Prozent entspricht. Der antike Gewinn ist das Verhältniß der Gesamtrente = 4 zu Arbeitslöhnen und Werkzeugen der Gesamtproduktion = 16. Also 4 : 16, d. h. 25 pCt., dem ein Zinsfuß von ca. 16 Prozent entspricht.

(„Deutsche Warte“.)

„Lichtstrahlen“ Blätter für vollverständliche Wissenschaft. Zugleich ein literarischer Wegweiser für das Volk. Erscheint monatlich in Heften à 20 Pf. Dresden, Verlag von D. Garnisch. — Bisher erschienen 6 Hefte. Inhalt des 6. Hefes: Ursprung des Gottesbegriffes. Von Hermann Teislner (Fortsetzung). — Hausstiere und Kulturentwicklung. Von C. D. Herrmann (Fortsetzung). — Geschichtliches über den Marienkult. Von Hermann Teislner (Fortsetzung). — Reisebilder aus Norwegen. Von W. (Fortsetzung) V. — Koch und die Schwindjucht. Von Dr. med. Max Böhm. — Das Ovidentium in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen Leben Sibakens. — Literarisches. — Kleine Mittheilungen.

Sylvester-Zeitung.

Unter diesem Titel wird der Verfasser der vorjährigen „Sylvester-Zeitung“, der Festzeitung „Zum ersten Mai“ und des „Abschied vom Sozialstengeseh“ in den letzten Tagen dieses Monats ein illustriertes Zeitblatt humoristisch-satirischen Inhalts herausgeben. Der treffende Witz, die beißende Satire des Verfassers, eines alten bewährten Genossen bürgen dafür, daß sich die

„Sylvester-Zeitung“

wiele tausend neue Freunde erwerben wird. Die „Sylvester-Zeitung“ erscheint nur ein Mal im Jahr. Abonnementspreis 10 Pf. pro Nummer, Verbreiter erhalten bis 50% Rabatt. Jeder Leser dieses Blattes kann die „Sylvester-Zeitung“ bei seinem Verbreiter bestellen. Legtere werden gebeten, alle Bestellungen an

F. Wilke, Maurer, Braunschweig, Marienstraße 43

zu richten und zwar sobald als möglich, indem die Versendung schon in den letzten Tagen dieses Monats geschieht.

Mit sozialdemokratischem Gruß zeichnet der Herausgeber der

Sylvester-Zeitung.

Zigarren und Tabake

von E. Liesländer
Mariannen-Straße 5.

W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)
Dresdener-Straße 116.
Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Wärrner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendstisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a, Nr. 578.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dabei ist Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein und der Glütter-Klasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bierlokal
Potsdamer Bier.
August Insinger
Straußstr. 48.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

E. M. Wilschke. Zigarren und Tabak

in guten Sorten.

Zigaretten, größte Auswahl. Elegante Packungen zu Weihnachtsgeschenken passend, $\frac{1}{100}$, $\frac{1}{50}$, $\frac{1}{20}$, $\frac{1}{10}$, preiswerth. Pfeifen und Zigarrenspitzen in Wiener Meerschaum und Bernstein, Wechsel von der Wiener Produktiv-Genossenschaft. Hamburger Thee. Ungarische Natur-Weine, Garantie, Agentur für Feuer-Versicherung. Allen Freunden und Genossen bestens empfohlen.

I. Junferstraße Nr. 1.

II. Raßbachstraße Nr. 1.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON

MAX BUSSE

157. Invaliden-Straße 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr reelle Garantie geleistet

Grosse Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 8:

Vort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem in Preußen.

Von Max Schippel-Berlin.

36 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richte man an die be'annten Kolporteurs oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Rassalle-, Marx-, Bebel-, Liebknecht-, Singer-Köpfe

als Cigarrenspitze, echt Meerschaum à 1,50 M. u. besser. Dieselben (Stereo-stop) in Weichselspitze à Dgd. 3 M., auf Pfeifenkopf à 1 M., ganze Pfeifen s. j. Preis, als Schildnadel in Perlmutter à 1,25 M., als Broche von Eisenbein à 2 M.

B. Günzel, Brunnenstr. 157.

64. Waldemar-Straße 64.

Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager

von Ernst Grossmann.

Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen und Stiefeln jeder Art. Billige Preise.

Reelle Bedienung.

und Stiefeln jeder Art.

Billige Preise.

Der Arbeits-Nachweis

der

Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Raunynstr. 78, im Restaurant Winkler. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Empfehle allen Freunden und Genossen mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal
auch passend zu Zahlstellen.

Oskar Schmidt

Gubenerstr. 59.

Albert Auerbach,

Berlin S., Rottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Rum, Punsch, Glühwein

Flasche 1,50 M.

Ingwer, Pommeranzten, Luft

Bier 1.— M.

Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 M.

Roth- und Portwein Fl. 1,50 M.

empfehlen

Franz Beyer

Prinzessinen-Straße 15.

Filiale:

Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstr.

H. C. David

80., Lauscherstr. 51 am Lauscher Platz

empfehlen den Genossen seine selbstgefertigten

Herren-, Damen- und Kinder-Schirme.

Reparaturen gut und billig.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 21 pt.

Empfehle allen Freunden und Genossen meine

Franzbinderei u. Blumengeschäft

Aug. Krause, Wienerstr. 11.

Franzbinderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1.

(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.

Doppeltbägelige Vorbeerkränze von 50 Pf. an.

Toppflanzen, Bouquets etc. gut u. billig.

Fernsprecher, Amt IX, 9482.